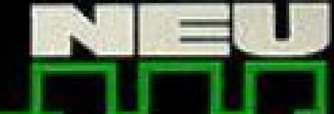
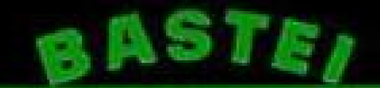
2,00 DM / Band 730
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der unheimliche Todesengel

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Der unheimliche Todesengel

John Sinclair Nr. 730

von Jason Dark

erschienen am 30.06.1992

Titelbild von Kike

Sinclair Crew

Der unheimliche Todesengel

Ächzen, Stöhnen, leises Schreien, tiefes Durchatmen - Geräusche, die aus den Katakomben einer Unterwelt zu stammen schienen und nicht aus dem Mund einer jungen Frau, wie es tatsächlich der Fall war.

Noch schlief Janina, aber es war ihr anzumerken, daß sie bald erwachen würde. Erste Anzeichen dafür hatte es schon gegeben.

Die Unruhe nahm zu. Sie erfaßte auch den Körper. Er begann zu zittern. Zähne schlugen aufeinander. Plötzlich bewegten sich die Arme der Schlafenden. Janina schlug um sich, als wollte sie Feinde abwehren, die sie angriffen. Ihre Arme bewegten sich schnell, die Hände waren dabei zu Fäusten geballt.

Mit einem heftigen Ruck winkelte sie die Beine an. Die weiße Bettdecke stemmte sich hoch, so daß sie das spitze Dach eines Zelts bildete. Janina blieb in dieser Haltung liegen. Für einen Moment kehrte Ruhe ein. Nur äußerlich allerdings. Im Innern tobte der Kampf weiter. Da schien das Blut von einer dämonischen Flüssigkeit ausgewechselt worden zu sein, um die Frau zu quälen.

Sie wachte auf.

Die Beine schnellten wieder vor. Sie blieb liegen und erinnerte in ihrer Starrheit an eine Leiche.

Im Raum war es dunkel.

Noch einmal stöhnte Janina. Diesmal bereits im halbwachen Zustand. Aus dem Mund drang dieses tiefe, langgezogene Ächzen, das schließlich verwehte.

Stille herrschte, allerdings nur so lange, bis sich der Frauenkörper auf dem Bett bewegte und Janina sich zur Seite rollte. Dabei streckte sie den Arm aus und machte die Hand lang.

Der Griff war geübt. Zielsicher fand sie den hochstehenden Kopf der Lampe. Sie drückte ihn, lauschte dem leisen Klick und sah, daß ein Ballon sich unter der graugelben Farbe aufzublähen schien.

Die Lampe brachte nicht viel Helligkeit, ihr aber reichte sie aus. Janina setzte sich hin. Ihr Nachthemd glänzte, als hätte es jemand mit einer Speckschwarte eingerieben.

Er war wieder da gewesen. Dieser verfluchte, wahnsinnige Alptraum. Sie hob die Arme und schob ihre schwarzen Haare zurück, die das Gesicht glatt umrandeten. Selbst sie waren feucht.

Janina fühlte nach ihrem Herzschlag.

Der war viel zu schnell. Er pumpte, sie spürte die kalte Furcht, die abermals zurückkehrte und sich wie Leim in ihren Magen hineindrehte.

Mein Gott, diese verdammten Träume, dieses verdammte Zimmer! Wenn sie hier nur endlich rauskäme.

Das war kaum möglich. Sie als Studentin mußte froh sein, überhaupt eine Bleibe gefunden zu haben.

Doch ohne dieses Zimmer hätte sie die Alpträume nicht gehabt. Das Haus war nicht gut, es übte einen schlechten Eindruck auf sie aus, der sich besonders in diesem Raum konzentrierte.

Janina war eine junge Frau, die sich so leicht nicht aus der Fassung bringen ließ. Sie gehörte zu den Personen, die über bestimmte Vorgänge nachdachten, und das sollte auch jetzt so sein. Die Alpträume kamen nicht willkürlich, sie konnte sich sehr gut vorstellen, daß sie gezielt und nur gegen sie eingesetzt wurden.

Da war eine andere Macht, eine gefährliche Kraft, von der sie nichts wußte.

Sie lauerte auch nicht im Sichtbaren, sie war metaphysisch. Man konnte sie nicht fassen, sie nicht erklären, aber sie war da, und sie mußte einen Ursprung haben.

Janina konnte klar und logisch denken. Sie studierte Religionswissenschaften, wobei sich das nicht allein auf eine Religion bezog, und sie hatte sich in Kursen auch mit Religionsmystik beschäftigt, weil ihr klargeworden war, daß vor dem Aufkommen des

Christentums viele Religionen auf mystische und mythische Weise miteinander verbunden waren. Und dieses Thema hatte sie interessiert und fasziniert. Sie konnte davon nicht lassen.

War dies der Grund für ihre Alpträume?

Das konnte sich Janina zwar nicht vorstellen, sie schloß es aber auch nicht aus. Es war also durchaus möglich, daß eine Verbindung existierte.

Sie drehte sich auf dem Bett nach links und schob ihre Füße in die Pantoffeln. So blieb sie sitzen.

Sie fror.

Es war nicht kalt im Raum, der alte hohe Heizkörper gab auch in der Nacht Wärme ab, trotzdem liefen ihr Gänsehautschauer über den Rücken.

Die Lampe stand rechts von ihr. Sie wirkte wie eine dicht über der Platte schwebende Kugel und blendete sie von der Seite her, obwohl der Schein nicht hell war. Er hatte eher eine graue Farbe angenommen, die Janina wiederum nicht mochte. Für sie mußte das Licht hell und strahlend sein, aber sie hatte hier nichts zu sagen. Sie mußte tun, was ihre beiden alten Wirtsleute wollten, die ihr das düstere Zimmer für nur zehn Pfund Monatsmiete überlassen hatten. Da durfte man keine Ansprüche stellen. Sie hatte es noch gut, denn sie wußte, wie es anderen Studenten erging.

Die Miete sollte auch nur ein symbolischer Betrag sein, wie man ihr gesagt hatte. Das Ehepaar war froh, dieses Zimmer an eine so nette Person vermietet zu haben.

Nun, sie konnte nichts dagegen tun. Zwar befanden sich die sanitären Anlagen auf dem Flur, auch eine Dusche gab es dort, aber die Größe des Zimmers war nach heutiger Bauweise schon außergewöhnlich.

Wenn nur diese Einrichtung nicht gewesen wäre. An der Tapete störte sie sich nicht mehr. Sie ärgerten jedoch die dunklen Möbel, die beinahe schwarz waren. Auch der große Schreibtisch, der ihr für ihre Arbeiten zur Verfügung stand.

Schwarz waren der Schrank, das Regal, die beiden Kommoden und die Umrahmung des Betts. Auf dein Fußboden lag grauer Teppichboden.

Das alles hätte sie noch hingenommen, wenn dieses Zimmer nicht diese eigenartige Decke gehabt hätte. Mit düsteren Farben bemalt und Motiven, die an die Zeiten des Manierismus erinnerten.

Figuren, Gestalten. Wolken, auf denen Wesen schwebten, die aussahen wie Geister oder Engel.

Eine wilde, urtümliche Himmelslandschaft, grau gemalt, mit wenig hellen Strichen oder Tupfern dazwischen. Janina hatte ihre Wirtsleute beim Einzug nach dem Motiv des Gemäldes gefragt und zur Antwort bekommen, daß es sehr ursprünglich wäre und gewissermaßen die

Entstehung zwischen Gut und Böse zeigte, wobei die Engel eine verbindende Rolle spielten und sich nicht richtig entscheiden konnten, zu welcher Seite sie hintendieren sollten.

Engel, das war es!

Sie kam damit nicht zurecht, denn sie als Studentin der Religionswissenschaften hatte sich im Zuge ihrer mystischen Studien natürlich auch mit diesen Wesen beschäftigt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß sie sich vor Engeln nun wirklich nicht zu fürchten brauchte.

Warum aber hier?

Weshalb bekam sie einen Schauer, wenn sie die Zimmerdecke mit ihrem Blick streifte? Was steckte dahinter? Warum flößte ihr das Gemälde Angst ein. Konnte es auch möglich sein, daß die Motive für ihre Alpträume verantwortlich waren?

Janina schauderte, wenn sie daran dachte. Über den letzten Traum dachte sie noch einmal nach. Da hatte es tatsächlich den Anschein gehabt, als hätte sich etwas von der Decke gelöst und wäre mit Vehemenz auf sie gestürzt.

Furchtbar und unheimlich zugleich war dies, obwohl es eigentlich Unsinn war, wenn sie das Deckengemälde für ihre Alpträume verantwortlich machte. Das entbehrte jeglicher Realität und Vernunft.

Doch blieb ein Rest an Zweifeln…

Nie war der Traum so schlimm gewesen wie in dieser Nacht. Lange hatte sie noch nicht geschlafen, wie sie mit einem Blick auf ihre Uhr feststellte. Es war noch kurz vor Mitternacht. Janina erinnerte sich daran, daß sie vergangenen Abend sehr müde gewesen war. Sie hatte sich schon früh hingelegt.

Möglicherweise hatte das trübe, kalte und feuchte Nebelwetter auch dazu beigetragen. So etwas drückte oft genug auf die Stimmung der Menschen.

Janina allerdings konnte nicht sagen, daß sie unter dem Wetter litt. Die Müdigkeit konnte auch eine andere Ursache gehabt haben. Streß beim Studium, zum Beispiel.

Sosehr sie darüber auch nachdachte, um so mehr kam sie auch davon ab. Nein, das war es nicht gewesen. Die Müdigkeit war erst über sie gekommen, als sie ihr Zimmer betreten hatte.

Das Zimmer mit der Decke!

Die junge Frau schauderte, als sie daran dachte. Sie strich mit beiden Handflächen über ihre Wangen und traute sich nicht, einen Blick zur Decke zu werfen. Dieses düstere Bild, das eine Allegorie, ein abstrakt anmutendes Sinnbild zwischen Gut und Böse darstellte, hatte einfach für ihre Beklemmungen gesorgt. Janina hatte ihre Wirtsleute auch nie danach gefragt, wie sie an den Besitz des Gemäldes gekommen waren. Sie hatte sich nicht getraut.

Durst quälte sie. Janina stand auf. Aus einem Schrank holte sie eine Flasche Wasser hervor. Die anderen Getränke standen in der großen Küche, wo sie sich den Kühlschrank zusammen mit den Wirtsleuten teilte.

Sie drehte den Verschluß auf und trank. Das Wasser war lauwarm, das war ihr egal.

Nachdem sie die Flasche wieder hingestellt hatte, ging sie auf ihr Bett zu. Sie setzte ihre Schritte zögernd, als fürchtete sie sich davor, in den schmutzig wirkenden Lichtschein der Kugelleuchte hineinzutreten, der plötzlich anfing zu flackern.

Noch vor dem Bett blieb Janina stehen.

Das Flackern hörte nicht auf.

Mal schnell, mal langsam. Wie ein Signal. Lang und kurz, dann wieder kürzer und länger.

Ein verrückter Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Sie wurde den Verdacht nicht los, als würde ihr jemand aus dem Jenseits eine Nachricht zumorsen.

Nur Sekunden dauerte dieser Spuk, dann leuchtete die Lampe normal weiter. Janina stellte fest, daß sie in Schweiß gebadet war. Gleichzeitig war in ihr eine schreckliche Kälte, die das Blut zu Eis werden ließ. Sie bewegte ihre Augenlider, und der Gedanke an ein Gefängnis kam ihr in den Sinn.

Ja, das Zimmer war plötzlich zu einem Gefängnis geworden. Aber kein Gefängnis, das Sicherheit gab, sondern eine beklemmende Enge produzierte, die für sie überhaupt nicht gut war.

Bekam sie deshalb Atembeschwerden?

Es war so seltsam. Immer wenn sie Luft holte, hatte sie den Eindruck, einfach wegzuschwimmen und sich in einem Meer treiben zu lassen. Alles war so anders geworden, fremd und gleichzeitig schrecklich. Hier kam sie nicht mehr raus, hier war das Ende des Weges, da half ihr nicht einmal mehr beten.

Furchtbar…

Janina stand kurz vor einer Panik. Etwas kroch kalt über ihren Nacken, sie konnte sich das alles nicht erklären. Da brach einiges zusammen.

Die Decke?

Viel war nicht zu sehen. Das Licht war einfach nicht stark genug, um sich auch an der Decke ausbreiten zu können.

Sie schaute trotzdem weiter. Janina wollte es wissen, sie konzentrierte sich auf einen Punkt an der Decke, um nicht bei ihrer unnatürlichen Haltung das Gleichgewicht zu verlieren.

Dunkle Farben waren vorhanden. Mehrere Motive gingen ineinander über, waren nicht zu trennen.

Oder doch?

Sie kannte das Bild sehr gut, weil sie es oft genug im Hellen gesehen hatte. Aber das, was sie in dieser Nacht dort oben an der Decke sah, war ihr völlig neu.

Da stand jemand! Sehr groß, sehr mächtig, auch düster und drohend zugleich. Eine Gestalt, die mit ihren Umrissen den übrigen Hintergrund vergessen ließ. Sie war einfach furchteinflößend, und Janina dachte wieder an den Begriff des Engels.

Nur kam er für sie so nicht mehr in Betracht. Sie hatte einen anderen Ausdruck gefunden.

Todesengel…

Wieder mußte sie schlucken. Wieder rann es kalt über ihren Rücken.

Todesengel!

Der Begriff wollte ihr nicht mehr aus dem Kopf. Er spukte in ihrem Kopf herum, er setzte sich dann fest und verwandelte sich bereits in eine Manie.

Sie atmete heftig, sie wollte weg, denn der Schatten dort oben bewegte sich.

Oder bildete sie sich das ein?

Janina taumelte zurück. Erst als sie gegen den Schrank stieß, stoppte sie. Plötzlich dachte sie wieder normal. Der Bann war gebrochen. Hinter ihr im Schrank befand sich ihre Kleidung. Sie brauchte die Tür nur aufzuzerren, den Mantel hervorzuholen, die Schuhe anzuziehen, um das Zimmer zu verlassen. Sie wollte einfach nicht mehr zwischen diesen Wänden bleiben. Hier fühlte sich Janina nicht sicher. Das, Gefängnis war immer enger geworden. Es konnte sogar sein, daß man ihr hier ans Leben wollte.

Umbringen!

Dieser Begriff wollte sie einfach nicht mehr loslassen und steigerte die Angst noch weiter.

Sie riß die Schranktür auf. Der Mantel war dick und reichte bis ganz auf den Boden. Sie zog auch Strümpfe über, dicke Socken, die an den Waden endeten.

Dann waren die Schuhe an der Reihe. Innen gefüttert, halbhoch, so daß sie auch die Knöchel wärmten. Ihre Hände fuhren in die Manteltaschen.

Die Handschuhe steckten.

Sie schloß die Schranktür, wandte sich der Tür zu, lief hin und blieb auf halbem Wege stehen.

Janina hörte eine Stimme.

Es war aber keiner im Raum.

Dennoch wiederholte die Stimme die Worte.

»Du entkommst mir nicht. Du bist mein, Janina…«

***

Am liebsten hätte sie geschrieen, ihre Not hinausgerufen und das Haus rebellisch gemacht.

Was tat sie statt dessen?

Sie blieb auf der Schwelle stehen und wartete ab. Sie war unfähig, auch nur ihren kleinen Finger zu bewegen. Diese Stimme hatte flüsternd gesprochen, doch jedes Wort glich einem Gongschlag der in ihrem Kopf widerhallte.

Hier gab es keinen anderen Menschen außer ihr. Es hatte niemand mit ihr reden können, das war unmöglich.

Aber die Stimme hatte sie sehr genau gehört, es war keine Täuschung gewesen. Hier mußte sich jemand versteckt halten.

Nur, wo konnte das sein? Im Schrank nicht, das wäre ihr aufgefallen, auch nicht unter dem Bett.

Was blieb?

Die Decke!

Mein Gott - sie! Die Figur dort oben. Der schreckliche dunkle Umriß, die Gestalt aus dem Gemälde, ein geheimnisvolles, aber tödliches Nebelwesen. Hatte sie gesprochen? War so etwas überhaupt möglich?

Es brachte nichts, wenn sie jetzt über gewisse Möglichkeiten nachdachte. Es stand zumindest fest, daß sie keinem Traum erlegen war. Sie war angesprochen worden.

Und wieder kehrte die Angst zurück.

Sie kroch in Janina hinein, sie war ein Tier aus tausend kleinen Fingern, das jedes Loch ausnutzte, um sich dann festsetzen zu können. Es gab kein Entrinnen, nicht in diesem Raum, und auch Janina dachte wieder daran, das Zimmer zu verlassen.

»Du wirst dich mir nicht entziehen können. Der Engel des Todes ist hinter dir her…«

Wieder erwischten sie die Worte. Diesmal sogar noch schlimmer. Sie waren von einer schrecklichen Wahrheit erfüllt. Janina glaubte nicht mehr daran, daß sie dem Grauen würde entwischen können.

Dieses Versprechen hatte so verflucht endgültig geklungen. Es gab keinen Grund mehr, es zurückzunehmen.

Sie schaute zurück, dabei hob sie den Kopf an. Es kostete sie schon Überwindung, unter die Decke zu schauen.

Du spinnst, dachte sie. Du drehst noch durch. Das kann doch nicht wahr sein, daß diese komische Figur, dieser Schatten, den ich erst in dieser Nacht gesehen habe, tatsächlich existiert. Das ist eine verdammte Einbildung, mehr ist das bestimmt nicht.

Nein, das mußte so sein.

Sie lachte.

Es tat gut, diesmal den gegensätzlichen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Das konnte durchaus befreiend wirken, doch bei ihr trat dieser Fall nicht ein.

Es war nicht befreiend.
Es störte.
Es war schlimm, eben weil es nicht aus ihr selbst herauskam. Das war nicht mehr das Gefühl aus dem Bauch heraus zu reagieren, es war zu künstlich, nicht echt.
Überdreht…
Sich selbst beruhigen, sich etwas vorzumachen. Das Prinzip jedoch blieb bestehen, daran hatte sich nichts verändert. Sie konnte einfach nicht mehr bleiben, nicht in diesem Raum, der ihr auch jetzt wie eine Todesfalle vorkam.
Es gab diese Stimme.
Es gab den Schatten, es gab das Gemälde, und es gab sie.
Aber es gab noch etwas.
Das Blut!
Es war plötzlich da. Ein dicker Tropfen klatschte auf ihr vorgeschobenes rechtes Handgelenk.
Janina starrte ihn an. Es war ein dicker Fleck, der an den Rändern zerfaserte.
Die Frau bewegte sich nicht.
Sie glich selbst einem Bild, hielt den Mund offen, starrte den dunklen Fleck an und war nicht einmal in der Lage, etwas zu denken, geschweige denn, fortzulaufen.
Es wollte ihr nicht in den Kopf.
Und doch war es eine Tatsache.
Auf ihrem Handrücken zeichnete sich dunkel der widerliche Blutfleck ab.
Er war da, und er mußte auch von irgendwoher gekommen sein, doch Janina konnte sich nicht vorstellen, welchen Weg der Blutfleck genommen hatte.
Er ›schwappte‹ noch immer hin und her wanderte dabei über ihre Haut und wollte rechts und links an der Hand entlangrinnen, um dann zu Boden zu fallen.
Janina bewegte die Hand.
Die erste Bewegung seit geraumer Zeit. Das Eis kroch wieder ihren Rükken entlang.
Zuerst nur langsam führte sie die Hand von einer Seite zur anderen, dann schneller, und ihr Gesicht zeigte dabei einen Ausdruck des Ekels, als einige Tropfen gegen die Wand und auf den Boden spritzten.
Ein Rest blieb noch auf der Haut kleben. Sie wollte ihn dort nicht mehr sehen und streifte ihn am Mantel ab. Doch die Tatsache, daß sie von einem dicken Blutstropfen erwischt worden war, blieb bestehen, die konnte sie nicht wegdiskutieren, und sie fragte sich, woher dieser Tropfen gekommen war.
Von oben!

Aus der Decke.

Hervorgequollen aus diesem verfluchten Gemälde, das einen sensiblen Menschen erdrücken konnte.

Das von einem Künstler geschaffen worden war, dessen Namen sie nicht kannte und nach dem sie sich auch nicht erkundigt hatte.

Es war einfach da gewesen, es war geblieben und hatte ihre Angst nur noch gesteigert.

An der betreffenden Stelle war nichts zu sehen. Zudem schwammen die Farben in der Düsternis, denn das graue Licht zeichnete unter ihnen höchstens einen Schatten ab.

Und die Gestalt war da.

Groß und wuchtig, ein Mensch und doch keiner. Mehr ein drohendes Gebilde mit menschlichen Umrissen. Jetzt dachte sie sogar an einen blutenden Engel.

Die Angst ließ Schauer in ihr hochfahren. Bis zur Tür waren es nur wenige Schritte. Aber würde sie der Engel oder das über ihr an der Decke zum Leben erwachte Wesen überhaupt so weit kommen lassen, oder würde es sie vorher umbringen?

Die Frage war wie ein Brandmal, das eine erneute tiefe Furche in ihre Seele grub. Die Angst blieb auch dann, als Janina auf die Tür zuschritt. Janina bewegte sich auf Zehenspitzen. Sie rechnete zudem damit, von einem weiteren dicken Blutstropfen erwischt zu werden, aber sie hatte Glück und erreichte unversehrt die Tür.

Sie wußte, was dahinter lag.

Ein relativ langer Gang mit einigen Türen. Die Zimmer wurden allesamt von dem alten Ehepaar bewohnt, dem diese Etage gehörte.

Es gab noch mehr in diesem alten Haus aus der Gründerzeit, dessen Wände den Geruch der vergangenen Jahrzehnte ausatmeten.

Ob ihre Vermieter Bescheid wußten, was in diesem Zimmer vor sich ging? Janina wußte es nicht.

Solche Deckenbilder gab es auch in den anderen Zimmern, nur waren sie da nicht so intensiv, da glichen sie mehr blassen Aquarellen.

Noch einmal schaute Janina schräg in die Höhe.

Nichts hatte sich verändert. Die Decke zeigte nach wie vor den mächtigen Schatten, der alle anderen Motive überlagerte. Janina legte die Hand auf die Klinke. Sie wollte sie nach unten drücken, weil sie sich endlich dazu überwunden hatte, und sie hörte im selben Augenblick das harte und böse Kichern.

Es traf sie wie ein Schock! Janina hatte den Eindruck, als würde jemand in eine Röhre sprechen, die dieses Geräusch noch vervielfältigte, so daß es zudem einen noch böseren Klang bekam.

Jetzt traute sie sich nichts mehr.

Das Kichern blieb. Es veränderte sich nicht. Da freute sich jemand auf ihren Tod, da war schon das Zeichen…

Das Kichern riß ab, und die Stimme sprach. Sie hörte sich dabei kaum anders an, aber sie gab ein böses Versprechen ab.

»Ich kriege dich, Frau! Ich hole dich! Du wirst keine Chance bekommen, glaube mir, du nicht…«

Janina hielt die Klinke noch immer fest. Dann saugte sie die Luft ein, als wäre sie ein Motor, der Kraft brauchte. Und so ähnlich erging es auch ihr. »Was willst du von mir?« schrie sie.

»Dein Leben, dich - alles!«

Es war zuviel für Janina. Sie konnte nicht mehr bleiben, sie wollte auch nicht, riß die Tür auf und stürzte hinein in die Leere des langen und euch breiten Etagenflurs…

***

Wieder allein, wieder ohne Partnerin, die ihm in den letzten Tagen das Gefühl gegeben hatte, daß wieder alles so war wie damals, als Shao noch nicht gewußt hatte, daß sie die letzte in der Ahnenreihe der Sonnengöttin Amaterasu war.

Sie war wieder gegangen, hinein in ihre Welt, wo sie versuchen wollte, die Sonnengöttin aus dem Dunkel zu befreien. Ob ihr das jemals gelingen würde, stand in den Sternen.

Suko trauerte ihr nicht einmal nach. Oder er bezeichnete seine Situation nicht als Trauer. In sich fühlte er eine schreckliche Leere. Sie war einfach da, er konnte nicht gegen sie ankämpfen. Sie ließ Gedanken nicht zu. Sie sperrte sich vor Reflektionen und Zukunftsaussichten, sie sorgte dafür, daß Suko nur eine Hülle war.

Stundenlang saß er in seiner Wohnung und brütete dumpf vor sich hin. Er dachte an nichts, bewegte sich oftmals kaum vom Fleck, stand nur hin und wieder auf und schaute aus dem Fenster, wo das Wetter so trübe und grau war wie seine Stimmung.

Er konnte Shao keinen Vorwurf machen, daß sie nicht bei ihm geblieben war. Es lag ja nicht nur allein an ihrer Aufgabe. Auch er hatte in der Vergangenheit Fehler begangen. Er hatte sich zu sehr seiner Retterin Yannah hingewandt, und zwar sehr intensiv, bis er begriffen hatte, daß er nur benutzt worden war.

Shao hatte ihm verziehen.

Es hatte aus ihrem Mund nicht einmal Vorwürfe gegeben, die waren dann von Suko selbst gekommen, als er sich gewissermaßen selbst bezichtigt hatte.

Das schlechte Gewissen, genau herausgefunden zu haben, daß ein Fehler begangen worden war, all das nagte an ihm. All diese Tatsachen drückten auf sein Gemüt.

Er fand sich nicht mehr zurecht.

Sein Chef, Sir James, wußte zwar, daß er sich wieder in London aufhielt, aber er war noch nicht oft im Büro gewesen, er hatte sich

noch Urlaub genommen, weil er allein mit diesen Problemen fertig werden mußte und seine Zeit brauchte.

Ganz im Gegensatz zu seinem besten Freund John Sinclair, der einen Fall in den Alpen verfolgte und für Suko nicht greifbar war. Darüber freute sich der Inspektor. So gut es John auch mit ihm gemeint hatte, er hätte ihn nur abgelenkt.

Jetzt mußte er in sich gehen und seinen Zustand allein durch die innere Kraft überwinden. Was ihm eigentlich immer leichtgefallen war, die Kraft aus sich selbst zu nehmen, das schaffte er nicht mehr.

Die Konzentration fehlte ihm. Statt dessen kamen die Vorwürfe immer wieder hoch, die er sich machte. Er hatte in den letzten Wochen alles falsch gemacht, bis auf die Tatsache, daß er dem Teufel nicht zu Willen gewesen war, wie dieser vorgesehen hatte. Ansonsten konnte er sich für sein Verhalten keinen Kranz flechten.

Der Tag verging.

Wieder stand Suko vor dem Fenster.

Schatten lagen über der Stadt, glichen langen Zungen irgendwelcher Ungeheuer, die über den Himmel leckten, der sowieso schon in diesem Dämmergrau versickert war. Hinzu kam der Dunst, der wie aus einem riesigen Kessel in die Höhe stieg und sich mit den Wolken und dem daraus rieselnden Sprüh vermischte.

Stunden zuvor, am Morgen, hatte es leicht geschneit.

Jetzt dampfte die Stadt. Jetzt verschwammen die Lichter zu einer gelben Soße. Verursacht von den Scheinwerfern der Fahrzeuge, die sich als lange Schlange auch bei diesem Wetter durch die Straßen wälzten, über regennasse Straßen fuhren und manchmal Wolken aus Sprüh hinter sich herzogen, als wären Geister vom Boden aufgestanden.

Minutenlang schaute Suko mit leerem Blick durch die Scheibe. Sein Gesicht war erstarrt. Die Haut hatte sich dem Wetter angeglichen, so grau war sie geworden. Er atmete nur mehr flach, er hatte auch kein Licht gemacht, so daß die Wohnung ebenfalls in einem konturenschmelzenden Dämmer verschwand.

Nebenan wohnte sein Freund und Kollege, der Geisterjäger John Sinclair. Zur Zeit trieb er sich in den Alpen herum.

Suko wußte nicht einmal, um was es da genau ging, es interessierte ihn auch nicht. Er wollte selbst auch keinen Fall lösen, weil er sich dazu einfach nicht in der Lage fühlte. Alles drehte sich nur um sein Schicksal.

Er trat vom Fenster weg.

Die Wohnung kam ihm kalt vor und leer. Dichte Schatten umfingen ihn, er verwünschte diesen Ort, wollte eigentlich nicht mehr bleiben, setzte sich trotzdem hin.

Ein Blick auf die Uhr.

Schon fast Abend. Die Zeit verging. Suko schaltete den Fernseher ein, stellte den Ton aber leise.

Channel crossing brachte ihn ebenfalls auf keine anderen Gedanken.

Gegen 19.00 Uhr stellte er die Glotzkiste ab und sagte sich, daß er etwas essen mußte. Daß überhaupt ein Hungergefühl vorhanden war, sah er als gutes Zeichen an.

Suko ging in den Flur, wo er seine Lederjacke überstreifte. Dann verließ er die Wohnung, schloß ab und fuhr mit dem Lift nach unten. Er hielt schon zwei Etagen tiefer. Zwei Frauen stiegen ein, die ihn mit großen Augen anschauten, als er grüßte.

»Sie haben wir aber lange nicht mehr gesehen«, sagte die eine, die so klein wie ein Kind war und durch ihr Kopftuch ein hexenhaftes Aussehen bekommen hatte.

»Ich war weg.«

»Urlaub?«

»Ja.«

»Ach Gott. Wo denn? Bei diesem Wetter fährt man doch nicht in Urlaub, finden Sie nicht?«

Suko hob die Schultern.

Bevor die neugierige Person nachfragen konnte, stoppte der Lift. Fast fluchtartig verließ Suko ihn.

Draußen wehte ihn der kalte Sprüh an. Er stellte den Jackenkragen hoch, drückte den Kopf nach vorn und tauchte in das dunstige Grau der abendlichen Dämmerung.

London ist eine Großstadt. Millionen Menschen haben dort ihr Zuhause gefunden. Dennoch konnte sich der einzelne sehr einsam fühlen. Davon blieb Suko nicht verschont. Als Einsamer bewegte er sich durch Soho, an dessen Rand das Hochhaus stand, in dem er und sein Freund John Sinclair wohnten.

Die Umgebung lief dabei wie ein Film vor ihm ab. Er fühlte sich wie jemand, der gar nicht dazugehörte. Verschiedene Szenen, gemischt aus Hell und Dunkel und lauten oder weniger lauten Geräuschen, die alle wie hinter einer Wand verschwanden.

Er wollte nicht bei einem Chinesen essen. Er wollte allein bleiben und seinen Gedanken nachhängen. Keine Fragen, keine Gespräche, nur für sich sein und überlegen.

Suko kannte sich aus.

Aus dem Sprühdunst leuchtete ihm schon sehr bald eine bunte Reklame entgegen. Sie wies auf ein kleines Bistro hin. Suko war schon einmal dort gewesen. Ein junges Ehepaar betrieb das Lokal. Dort konnte er einige Snacks essen, aber auch frischen Salat vom Buffet.

Das Lokal war wie ein Wintergarten aufgemacht. Glaswände nach außen. Das Innenlicht schimmerte darin. An der Decke drehte sich eine Kugelleuchte, ohne Reflexe abzugeben.

Suko entschied sich für einen der schmalen Tische, der nicht besetzt war. Hinter der Theke kochte die junge Frau. Sie war blond und trug eine Kochmütze.

Ihr Mann nahm die Bestellungen entgegen und bediente auch. Suko bestellte ein Wasser und las in der Speisekarte. Die Baguettes kamen frisch aus dem Ofen. Ihr Duft schwebte durch das Lokal. Man bekam automatisch Hunger.

Suko bestellte noch weißen Wein, vermischte ihn mit dem Wasser und entschied sich für ein mit Thunfisch und Salat belegtes Baguette. Es wurde ihm schnell serviert.

Er aß langsam und bedächtig. Ließ sich Zeit, kaute gut durch und machte einen geistesabwesenden Eindruck. Auch die leise Hintergrundmusik hörte er nicht, und die anderen Gestalten bewegten sich für ihn wie durch einen Nebel.

Es schmeckte ihm. Er aß, er trank. Mit jedem Bissen und jedem Schluck kam es ihm vor, als wäre er dabei, ein Stück seiner neuen Vergangenheit hinter sich zu lassen. Er arbeitete gezielt darauf hin, wieder der alte zu werden, und dieses Mahl gehörte wieder zum normalen Leben, denn ohne konnte ein Mensch nicht existieren.

Die Zeit der Leere und des dumpfen Dahindenkens mußte endlich vorbei sein.

Suko fühlte sich besser.

Er atmete durch.

Einige Male tat er dies. Er trank einen Schluck und prostete sich dabei selbst zu.

So mußte es laufen. Wenn er diese Schiene beibehielt, würde er bald wieder wie früher sein.

Das kleine Lokal füllte sich allmählich. Es hatte sich herumgesprochen, daß hier gut und preiswert gegessen werden konnte. Es würde nicht ausbleiben, daß sich noch jemand zu ihm setzte, und das wollte Suko noch nicht.

Deshalb zahlte er und verließ das Bistro.

Von der Wärme in die Kälte.

Der Sprüh wirbelte ihm entgegen. Dunst trieb gespenstisch über die Straßen hinweg. Er vermischte sich mit den Abgasen der Fahrzeuge. Das Wetter drückte, der Qualm aus den Schornsteinen stieg kaum hoch, aber Schnee würde es nicht geben.

Suko dachte daran, daß in knapp drei Wochen das Weihnachtsfest gefeiert wurde. Er hatte sich als Asiate diesem alten europäischen Brauch angeschlossen. Es hatte ihm auch stets Spaß gemacht, Weihnachten mit den Freunden zu feiern, nur glaubte er nicht, daß er an diesem Tag dieses Gefühl würde aufbringen können.

Soho nahm ihn auf.

Er ging durch die Straßen, ohne auf die Umgebung zu achten. Sehr

bald schon hatte er die Flecken hinter sich gelassen, die noch immer von Touristen durchstöbert wurden. Er geriet in eine Wohngegend mit alten Häusern, die in ruhigen Straßen standen, wo es Hinterhöfe gab, Einfahrten, regelrechte Verstecke, auch noch alter Baumbestand vorhanden war, ansonsten aber die Stille überwog.

Er sah den kleinen Park mit den alten Bäumen und hatte den großen Betrieb hinter sich gelassen.

Suko tauchte in den Park ein. Eine abendliche Stille umgab ihn. Er fürchtete sich nicht davor, allein durch den Park zu gehen, verteidigen würde er sich immer können.

Leere Bänke, altes Laub auf dem Boden, feucht und deshalb matt glänzend.

Es waren nur wenige Laternen vorhanden. Deren Licht streute zumeist gegen den Hauptweg, der den Park zerschnitt. Hinter dem Park sah Suko die geschlossene Zeile einer Häuserreihe. Jenseits davon lag die berühmte Regent Street, aber dort wollte Suko nicht hin. Er befand sich schon in Mayfair, wo das Wohnen ziemlich teuer war. Zugleich dachte er daran, daß hier auch Lady Sarah Goldwyn und Jane Collins lebten.

Er verschwendete an die beiden nur einen kurzen Gedanken. Sie besuchen wollte er nicht, dann nämlich hätte man ihn mit Fragen durchlöchert, was ihm nicht paßte.

Er änderte die Richtung.

An einem Pub blieb er stehen. Er schaute durch eines der Fenster, fand es gemütlich, ging hinein und stellte sich an die Theke. Er schaute den Dart-Werfern zu, trank ein kleines Bier und dachte wieder daran, daß seine Schritte, ins normale Leben zurückzukehren, allmählich immer größer wurden.

Es gefiel ihm. An der Theke gab er sich selbst ein Versprechen.

Sobald sein Freund und Kollege John Sinclair wieder in London eingetroffen war, wollte er auch wieder ins Büro gehen, um mit dem Geisterjäger zusammen sich wieder um die Fälle kümmern, von denen er im Prinzip nicht lassen konnte.

Er würde sich bei Sir James entschuldigen, auch bei Glenda Perkins. Beide hatten viel Verständnis für ihn gezeigt, ebenso wie die Conollys, die ihn des öfteren zu sich nach Hause eingeladen hatten, wobei es Suko immer abgelehnt hatte.

Er trank sein Bier in kleinen Schlucken, bekam wieder Hunger und sah in einem rechteckigen Glasgefäß von der Größe einer Mikrowelle die dreieckigen Happen liegen, die mit einer Pastete bestrichen worden waren.

Suko bestellte zwei, aß sie mit großem Appetit, zahlte dann und verließ den Pub.

Wieder war Zeit vergangen. Der Abend schritt immer weiter fort.

Suko überlegte, wie er sich verhalten sollte. Er konnte sich ein Taxi nehmen und nach Hause fahren lassen.

Bei dem Gedanken dachte er wieder an seinen eigenen Wagen, den BMW.

Er stand in der Tiefgarage. Lange Zeit hatte ihn Suko nicht angerührt. Allein das bewies, wie schlecht es ihm gegangen war, denn auf sein Auto war er immer sehr stolz gewesen. Er verspürte plötzlich den irren Wunsch, ihn zu fahren, sich hinter das Steuer zu setzen und hinein in die Nacht zu rasen.

Einfach weg, einfach spüren, daß man noch lebte.

Es war Unsinn, aber Suko freute sich trotzdem, daß ihm dieser Gedanke gekommen war.

So fühlte er sich als Mensch.

Er war in Gedanken versunken. Auf den Weg hatte er nicht geachtet. Er wußte auch nicht, in welch einer Straße er sich befand, als er wie aus einem Traum erwachte und zunächst einmal stehenblieb.

Der Inspektor schaute sich um!

Alte Häuser duckten sich unter dem Dunst. Die tiefen Wolken entließen den feinen Regen und sahen so aus, als würden sie direkt auf den Dächern der Häuser liegen.

Die Straße schimmerte matt.

Sie war ziemlich eng, leicht kurvig. Einige Fahrzeuge standen an den Rändern. Hinter einigen Fenstern brannte Licht. Viele Wohnungen lagen auch an den Rückseiten. Dunkelheit und Regen hatte die Fassaden alle gleich werden lassen. Es war auch nicht viel zu hören. Die Menschen hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen wie die Tiere in die Höhlen, wo sie ihren Winterschlaf hielten.

Es war keine vornehme Gegend, doch die meisten Menschen, die hier wohnten, waren froh, eine Bleibe zu haben. Zahllose Gerüche durchwehten die Straße.

Mal roch es nach gekochtem Essen, mal nach Öl, sogar der Geruch von Schwefel war vorhanden.

Zwei Fahrzeuge ›schlichen‹ an Suko vorbei. Ihre Räder drehten auf dem nassen Pflaster durch. Die Scheinwerfer kamen ihm vor wie Glotzaugen ohne Gefühl.

Er blieb stehen.

Suko wußte selbst nicht, warum er das tat. Irgendwo hatte er den Eindruck, es tun zu müssen, einfach hineinzuhorchen in eine alte städtische Landschaft, die zwar von Menschen bewohnt war, aber trotzdem leer wirkte.

Das mochte im Sommer anders aussehen, da präsentierten die Fassaden auch ihren Anstrich, doch dieses Wetter machte es gleich.

Und dann hörte Suko etwas.

Tritte!

Sehr schnell, hastig!

Er drehte sich um.

Leer lag die Straße vor ihm. Dennoch hatte er sie gehört. Ein Echo wurde auf die Straße und damit auch auf den Gehsteig geschleudert, und dann plötzlich tauchte die Gestalt, wie vom Himmel gefallen, direkt vor ihm auf.

Sie war aber nicht aus den Wolken gekommen, sondern aus einer Einfahrt neben ihm.

Und Suko schaute in das angstbleiche und schrecklich verzerrte Gesicht einer jungen Frau.

***

Der Flur war wie der Tunnel in die Hölle!

Janina war ihn oft gegangen, sie kannte ihn. Sie hatte ihn mit Freude durchschritten, aber auch mit Ärger im Herzen. Es war ihr alles so vertraut, aber gerade das Vertraute verwandelte sich in eine alptraumhafte Szenerie.

Die Bilder der Türen veränderten sich. Sie sah die Gemälde nur mehr als Monsterfratzen an, und hinter den noch geschlossenen Türen lauerten fremde, unheimliche Welten, die all ihre Kraft darauf konzentrierten, sie irgendwann einmal zu packen.

Sie hetzte weiter.

Dabei wunderte sie sich, daß sie nicht schrie und nur den Atem als hektisches Geräusch ausstieß.

Die Tür stoppte sie. Der Schmerz zuckte durch Janinas rechten Ellbogen, als sie sich an der Holztür weh tat.

Sie drehte sich um, schaute den langen Flur zurück.

Die Wirtsleute ließen sich nicht blicken. Sie hatten von ihrem Zustand nichts bemerkt. Janina überlegte, ob sie die älteren Leute durch ihre Schreie wecken sollte, entschied sich aber dagegen. Niemand hätte ihr geglaubt. Zudem zweifelte sie schon an sich selbst. Vielleicht hatte sie sich alles nur eingebildet, aber dagegen sprach der Blutfleck auf ihrem Handgelenk.

Er war echt.

Sie mußte raus. Sie wollte wegrennen, irgendwohin, in der Kühle der Nacht nachdenken. Vielleicht kam ihr dann ein guter Gedanke.

Janina zerrte die Tür auf, die war sehr schwer, entsprechend langsam fuhr sie ihr auch entgegen.

Noch einen letzten Blick warf Janina zurück in den Gang.

Da sah sie den Schatten!

Unheimlich und düster malte er sich an der linken Gangwand ab, als wollte er sich in das Mauerwerk hineindrücken.

Janina schauderte zusammen. Dieses Bild war furchtbar. Es stimmte alles, sie hatte sich nicht geirrt, war keiner Halluzination verfallen. Es

gab ihn.

Es war ein düsterer Todesengel, der sie nicht aus den Augen lassen wollte und hinter ihr her war.

Nein, nicht sie.

Sie mußte nur hier weg, den verdammten Flur verlassen, nicht mehr an ihn denken, deshalb schaute sie auch nicht zurück, sondern tauchte in den düsteren Flur hinein wie in ein mit Schatten gefülltes Gefängnis und sah vor sich die Treppe mit den breiten Steinstufen. Sie gaben einen matten Glanz ab, eine Mischung aus Blau und Grau, als wäre brackiges Wasser gefroren.

Sie wirbelte nach unten, wobei sie sich mit der linken Hand am Geländer festhielt. Glücklicherweise kannte sie die Treppe. Oft genug war sie die Stufen hinabgelaufen, mal schnell, mal langsam. Jede war ihr vertraut.

In der zweiten Etage lebte sie bei ihren Wirtsleuten. Sie huschte durch die erste Etage, und die Beine bewegten sich immer schneller.

Weg hier, nur ins Freie laufen…

Und dann?

Darüber machte sie sich keine Gedanken. Zu stark stand noch das Bild vor ihren Augen, das sie so erschreckt hatte. Janina dachte an die Größe der Gestalt.

Sie war höher und auch breiter als ein Mensch, ein monströser Schatten, der alles in sich hineinsaugen wollte.

Die letzten Stufen.

Janina holte noch einmal tief Luft und ließ sie mit einem Sprung hinter sich.

Für einen Moment hatte sie Angst, nicht richtig aufzukommen, aber sie schaffte es gut. Auf den glatten Fliesen rutschte sie nicht einmal aus, lief auf die Haustür zu und hoffte, daß sie nicht verschlossen war. Es wäre auch nicht tragisch gewesen, sie trug den Schlüssel in der Tasche, aber es hätte Zeit gekostet, sie zu öffnen.

Sie war nicht verschlossen.

Janina taumelte ins Freie. Sie hätte sich gewünscht, in eine Landschaft zu kommen, die genügend Platz bot, statt dessen erreichte sie die Enge einer Straßenschlucht, sah statt Bergen nur die gegenüberliegendem Fassaden der Häuser, die dicht zusammenstanden, wobei hinter den Fenstern kaum noch Licht brannte.

Es war spät. Die Menschen lagen schon in den Betten. Janina schaute kaum hin, als sie sich nach rechts wandte und weiterging. Sie hatte sich nicht einmal dafür interessiert, wichtig allein war, diese Gegend zu verlassen.

Wie es dann weitergehen sollte, darüber konnte sie sich später Gedanken machen, und zwar bei Tageslicht, dann sah die Welt wieder

ganz anders aus, und Janina konnte richtig durchatmen.

Sie ging zitternd, holte dabei immer wieder tief Luft, legte den Kopf zurück, schaute in die Höhe und sah den Himmel nicht. Nur ein wolkiges, düsteres Etwas schwebte über ihr wie eine unheimliche Landschaft, die bewußt dort oben hingemalt worden war, um dem Bösen den nötigen Schutz zu geben.

Der Wind war kalt. Der Sprüh berührte ihr Gesicht. Das Licht der wenigen Straßenlaternen sah aus wie blau angestrichen. Sie schaute hin und sah die Laterne wie einen skelettierten Arm vor sich in die Höhe ragen.

Aber sie sah noch mehr!

Da war der Schatten!

Janina erstarrte. Sie konnte sich nicht mehr bewegen, blieb auf der Stelle stehen. Eisstäbe steckten in ihrem Körper. Eine unnatürliche Kälte überkam sie. Das Grauen floß von innen hoch.

Und jetzt ist niemand in der Nähe, der dir zur Seite stehen kann! Sie zitterte bei diesem Gedanken, als sie in das Licht der Laterne schaute, wo er stand.

Er sah aus, als würde er über dem Boden schweben. Zwar besaß er die Umrisse eines Menschen, er war trotzdem konturenlos. Er war ein Geist, ein Schatten, ein unheimlicher Todesbote.

Sie ging zurück.

Alles, nur nicht nach vorn gehen. Ihre Füße bewegten sich automatisch. Die Reaktionen wurden nicht einmal bewußt vom Gehirn gesteuert, und sie merkte auch kaum wie sie mit der Schulter an der Hauswand entlangstrich. Bis sich die Lücke auftat.

Ein irrer Zufall, sie stolperte sogar hinein. Das Wort handtuchschmal paßte sehr gut, denn dieser Einschnitt zwischen den Häusern war kaum breiter. Mülltonnen paßten hinein, das war auch alles.

Janina merkte erst, wo sie war, als sie einige Schritte in die Tiefe der Einfahrt gegangen war. Da erkannte sie die Mülltonne leider zu spät, stolperte dagegen und brachte sie zum Schwanken. Janina wollte nicht, daß die Tonne umkippte, hielt sie fest und ging erst dann weiter. Die Angst in ihrem Körper steigerte sich mit jedem Schlagen ihres Herzens. Furchtbares Grauen überkam sie.

Janina lief weiter.

Die Schritte waren kaum zu hören. Der Untergrund bestand aus festgestampftem Lehm. Sie dachte daran, daß sich hier auch Ratten hätten herumtreiben können. Vor diesen Nagern hatte sie sich immer gefürchtet, nur war diese Furcht nichts im Vergleich zu der, die sie vor dem unheimlichen Schatten hatte.

Irgendwann blieb sie stehen.

Es war wie ein Zwang, der sie den Kopf drehen und zurückschauen ließ. Trotz der Enge der Einfahrt fühlte sie sich relativ sicher, was aber

verging, als ihr Blick die Stelle traf, durch die sie die Einfahrt betreten hatte.

Es war ein hellerer, viereckiger Ausschnitt, aber er war nicht mehr leer.

Die Gestalt zeichnete sich ab!

Sie stand da, ohne sich zu bewegen. Sie füllte alles aus, hatte sich sogar geduckt, als wollte sie im nächsten Augenblick starten, um Janina zu fassen.

Sie hielt es nicht mehr aus.

Ein Schrei verließ ihren Mund!

In der Enge der Einfahrt wetterte er zwischen den Wänden, doch niemand konnte sie hören.

Angst peitschte in ihr hoch und trieb sie an. Deshalb rannte sie einfach weiter, immer in dem Bewußtsein, den Schatten im Nacken zu haben, der irgendwann auf sie niederfallen würde, um sie mit dem kalten Hauch des Todes zu bedecken.

Sie schrie wieder!

Er mußte einfach raus, und Janina war froh, als sie die enge Einfahrt verlassen hatte, ohne daß etwas passiert war. In einem Hinterhof fand sie sich wieder. Er war breit, von Mauern begrenzt, bildete beinahe ein Labyrinth, und sie wußte im ersten Moment nicht, wo sie sich befand. Deshalb blieb sie auf dem feuchten Pflaster stehen und drehte sich dort wie eine aufgezogene Puppe.

Niemand war da, der ihr helfen konnte. Sie hörte sich selbst laut atmen und sah den Dampf vor ihren Lippen, der bei jedem Atemstoß aus ihrem Mund drang.

Janina befand sich in einer bewohnten Gegend. Trotzdem kam sie sich so schrecklich einsam vor.

Sie fror, und sie gab zu, die Orientierung verloren zu haben.

Die Mauern der Häuser ragten vor ihr hoch, als würden sie ein gewaltiges Gefängnis bilden. Fenster wie leere Augenhöhlen. Die Dächer verschwanden bereits im Dunst, und der kalte Sprühregen nieselte auf ihren Körper herab.

Sie ging dann weiter.

Ihre Schritte waren zu hören. Sie mußte hier raus, irgendwo würde sie Menschen finden, die noch auf den Beinen waren und ihr aus dieser Klemme helfen konnten.

Wieder drehte Janina den Kopf und schaute zurück.

Der Schatten war da!

Er schien aus dem Himmel gefallen zu sein wie ein grausamer Todesengel. Alles war schwarz an ihm, aber Janina glaubte, im oberen Drittel zwei Augen zu sehen.

War er doch ein Mensch?

Wieder fror sie innerlich ein. Ihr Herz hatte Mühe, das dicker

gewordene Blut zu transportieren. Sie wollte einfach nicht mehr, sollte er doch kommen und sie töten.

Töten?

Nein! Alles in ihr schrie auf. Sie hatte plötzlich eine wahnsinnige Angst vor dem Sterben. Ihr Leben war zu herrlich gewesen, um es einfach wegzuwerfen.

Und deshalb rannte sie.

Diesmal lenkte der Zufall oder das Schicksal ihre Schritte. Als sie an einem abgestellten Fahrzeug vorbeihuschte, da sah sie auch die Einfahrt, wohin die Kühlerschnauze des Fahrzeugs schaute. Dahinter lag wieder eine normale Straße.

Sicherheit?

Noch einmal drehte sie sich um. Er war da!

Sie schrie und rannte. In der dunklen Einfahrt war Janina nur mehr eine zuckende Gestalt, die ihre Arme hektisch von einer Seite zur anderen bewegte.

Die Studentin glaubte, die letzten Schritte vor dem endgültigen Aus zu gehen und schrie noch einmal auf.

Dann stürzte sie auf die Straße. Sie wußte nicht, ob der grausame Todesengel noch hinter ihr war, sie wollte nur weg, übersah die hochstehenden Steine und fiel aus der Einfahrt hervor.

Der Boden raste auf sie zu.

Während dieses Sekundenbruchteils hatte sie die Vorstellung, daß er sich öffnen und sie verschlingen würde.

Aber da war noch etwas anderes.

Sie nahm es kaum wahr. Erst als die Hände zugriffen und sie hielten, war ihr klar, daß die Falle letztendlich zugeschnappt war…

***

Suko hielt die junge Frau fest!

Er war dem Schrei gefolgt, hatte die Einfahrt erreicht, wo Janina wie ein Schatten aufgetaucht war.

Genau im richtigen Moment hatte der Inspektor zugegriffen und sie vor einem harten Fall und möglicherweise bösen Verletzungen bewahrt. Er umschlang ein steifes, von Angst gepeinigtes Bündel, und Suko schaute in die Einfahrt hinein, um nach eventuellen Verfolgern Ausschau zu halten. Da war nichts zu sehen, bis vielleicht auf eine zuckende Bewegung am Ende der Einfahrt, was auch an der Dunkelheit liegen konnte, denn sie ließ optische Täuschungen zu.

Er hörte sie atmen.

Endlich, dachte er, weil er schon den Eindruck gehabt hatte, eine Tote in den Armen zu halten.

»Bitte, Miß«, sagte er und zog sie ein, Stück zur Seite, weg von der Einfahrt. »Sie müssen sich jetzt zusammenreißen. Was immer auch

geschehen ist, Sie sind in Sicherheit.« Suko hatte mit einer sehr ruhigen Stimme gesprochen und hoffte, daß diese Tonlage ihre Wirkung nicht verfehlte.

Die Fremde reagierte nicht. Sie war fertig, beinahe am Ende ihrer Kraft und atmete nur mehr keuchend. Als sie Suko mit weit geöffneten Augen anschaute, schimmerte der Glanz der Furcht in ihren Pupillen, und der wiederum war sehr intensiv. Sie mußte sich vor irgendwelchen Menschen gefürchtet haben, die ihr auf den Fersen gewesen waren. Suko dachte daran, daß sie aus einer Einfahrt gerannt war. Alles hatte darauf hingedeutet, daß man diese Person verfolgt hatte.

»Jetzt nicht mehr«, sagte Suko und drehte sie herum, um sie mit dem Rücken an der Hauswand abzustützen. »Sie brauchen keine Sorge zu haben. Sie sind in Sicherheit.«

Er schaute direkt in das blasse Gesicht und sah auch das Zucken darin. Die junge Frau bewegte den Mund. Suko mußte ihr das Wort schon von den Lippen ablesen, so leise hatte sie gesprochen. Und sie wiederholte dabei das Wort.

Es klang ungläubig. Die Angst überkam sie wieder. Janina bewegte ihren Kopf hektisch nach links und rechts.

»Da ist nichts«, sagte Suko. In der Tat war die Straße leer. Nicht einmal ein Fahrzeug rollte vorbei.

»Der Schatten…«

Suko horchte auf. »Welcher Schatten? Von wem sprechen Sie?«

»Der… der mich verfolgt hat.«

Suko lächelte nicht. »Sie sind von einem Schatten verfolgt worden?« hakte er nach.

»Ja, das… das war so.«

»Ich verstehe nicht…«

Sie krallte sich an ihm fest. »Er… er war erst in meinem Zimmer, unter der Decke hing er fest. Er jagte mir dort eine wahnsinnige Angst ein. Dann mußte ich fliehen. Ich konnte ihn nicht mehr ertragen, aber er löste sich dann.«

»Und weiter?«

»Er jagte hinter mir her. Er war lautlos. Er bewegte nicht einmal seine Füße. Er schwebte, ich konnte ihn nicht hören. Er will mich töten, Mister!«

»Ein Schatten?«

Sie atmete einige Male tief aus und ein und nickte dabei. »Ja, ein Schatten. Ein Todesengel.« Sie räusperte sich. »Ein düsterer Todesbote, den der Leibhaftige mir geschickt hat.«

Suko ließ sich die Worte durch den Kopf gehen. Litt die Person unter Zwangsvorstellungen, oder hatte sie tatsächlich einen Schatten gesehen? Er konnte es kaum glauben, dann erinnerte er sich daran,

wie er in die Einfahrt hineingeschaut und an deren Ende eine Bewegung wahrgenommen hatte.

Konnte das der Schatten gewesen sein? Oder hatte sich Suko getäuscht?

Er wechselte das Thema. »Wie heißen Sie?«

»Janina.«

»Und weiter?«

»Ferry. Janina Ferry. Ich… ich lebe hier in der Gegend. Ich wohne im Haus… in…« Sie sprach nicht mehr weiter, weil sie einfach nicht wußte, wo sich das Haus befand. Sie war gerannt, weggelaufen, geflüchtet, ohne etwas erkannt zu haben.

»Sagen Sie mir die Adresse?«

Sie tat es.

Suko kannte sich relativ gut aus. Er wußte, daß das Haus nicht weit von dieser Stelle entfernt lag.

Gewissermaßen in einer Parallelstraße. Es würde nur Minuten dauern, wenn er sie zurückbrachte.

»Gut, dann werde ich mit Ihnen gehen, Janina.«

Die junge Frau zuckte zusammen. »Mit mir gehen?« flüsterte sie. »Wohin denn?«

»Nach Hause!«

Sie versteifte, fror ein, als wollte sie an der Wand des Hauses festkleben. Suko fiel auf, daß sie unter dem Mantel keine normale Kleidung trug, sondern nur ihr Nachtzeug. Sie mußte wirklich in großer Panik davongelaufen sein.

»Was haben Sie?«

»Nicht nach Hause! Um Himmels willen nicht! Ich… ich will nicht zurück in mein Zimmer.«

»Okay, das kann ich verstehen. Aber wo wollen Sie hin, bitte sehr? Sagen Sie es mir.«

Ihr Blick glitt an Suko vorbei und verlor sich in der Ferne. Suko hätte gern die Gedankengänge der jungen Frau verfolgt, aber das war nicht möglich. »Ich… ich weiß es noch nicht«, gab sie flüsternd zur Antwort. »Ich habe keine Ahnung - wirklich. Ich… ich bin einfach nur so losgerannt, das war alles.«

»Aha.«

Sie schaute ihn an. Ihr Gesicht war sehr blaß, die Augen darin übergroß. »Glauben Sie mir nicht?«

»Das hat damit nichts zu tun. Aber Sie müssen doch irgendwohin. Sie können in Ihrem Aufzug nicht durch die Nacht laufen, die erst gerade begonnen hat. Das ist bei diesem Wetter nicht möglich. Außerdem ist die Gegend hier ziemlich einsam…«

»Ich weiß.«

»Einigen wir uns darauf, daß ich Sie nach Hause bringe und mich in

Ihrem Zimmer einmal umschaue. Sollte ich dort etwas Verdächtiges entdecken, werde ich Sie mitnehmen.«

»Und wohin?«

»Wohin Sie wollen«, erwiderte Suko lächelnd. »Ich bin da ziemlich offen, ehrlich gesagt.«

»Aber der Schatten…«

»Wir werden ihn sehen, wenn er sich tatsächlich bei Ihnen aufgehalten hat.«

Sie senkte den Kopf. Dann nickte sie, preßte sich plötzlich an Suko und fing an zu weinen. Es würde ihr guttun, denn nur so konnte sich der Schock richtig lösen.

Suko streichelte ihren Rücken, während er sich gedanklich mit ihren Aussagen beschäftigte. Eigentlich kam ihm diese junge Frau nicht vor wie eine Person, die unter Zwangsvorstellungen litt. Es konnte durchaus sein, daß sie den Schatten gesehen hatte. Er wußte einfach zuwenig, um eingreifen zu können, deshalb fragte er: »Wieso haben Sie den Schatten an der Zimmerdecke gesehen? Gibt es dafür einen Grund?«

»Die Bemalung!« flüsterte sie und putzte ihre Nase. »Es muß mit den Motiven zusammenhängen.«

»Eine bemalte Decke? Kommen Sie aus einer Kirche?«

»Nein, aus meinem Zimmer. Ich wohne bei dem Ehepaar Viracocha. Sie sind schon älter und haben mir das Zimmer vermietet.« Janina sprach jetzt schnell. »Es sind nette Leute. Ich bin gut mit ihnen zurechtgekommen, die Miete ist auch nicht hoch, aber ich lebe in einem Raum, der dieses Gemälde an der Decke zeigt.«

»Wie sieht es aus?« fragte Suko.

Janina überlegte, bis sie die richtigen Worte fand. »Es ist düster… und unheimlich.«

Das war Suko zuwenig. »Zeigt es Figuren oder Gestalten?«

»Ja, das auch.«

»Welche?«

»Unheimliche. Menschen, die eigentlich nicht aussehen wie Menschen. Die so grausam sind und sich auch bewaffnet haben. Es… es ist einfach schlimm. Die Farben Schwarz und Rot überwiegen. Sie… sind so bedrückend. Ich… ich habe immer Furcht vor der Decke gehabt.«

»Und dieser Schatten?«

»Er war ebenfalls dort.«

»Das meine ich nicht. Hatte er irgendeine Beziehung zu dem Deckenbild? Ist es das gewesen?«

Sie überlegte und nickte dann. »Ja, ja… ich glaube, daß er aus dem Gemälde gestiegen ist. Er hat sich davon gelöst, verstehen Sie, Mister?«

»Ich heiße übrigens Suko.«
»Danke, aber ich habe Angst.«
»Soll ich Ihnen einen Vorschlag machen, Janina?«
»Bitte.«
»Was halten Sie davon, wenn wir gemeinsam zurückgehen und ich mir Ihr Zimmer einmal anschaue?«
Sie schaute Suko an. Es sah so aus, als wollte sie ihm kein Wort glauben.
»Nun?«
Die Studentin schluckte. »Das… das wollen Sie wirklich für mich tun, Suko?«
»Warum denn nicht?«
»Haben Sie denn keine Angst?«
Er lachte leise. »Vor wem? Vor einem Gemälde, das eine Decke verschönern soll?«
»Und wenn es lebt?« hauchte sie.
Suko hob die Schultern. »Ich würde sagen, daß wir dies einmal abwarten.«
Janina überlegte. Als ein Lächeln über ihr Gesicht huschte, wußte Suko, daß er gewonnen hatte.
»Gut, ich vertraue Ihnen. Lassen Sie uns gehen.«
»Nur die Richtung müssen Sie bestimmen.«
»Keine Sorge, ich kenne mich hier aus.« Sie hakte sich bei Suko unter. Obwohl sie eigentlich hätte beruhigt sein können, spürte der Inspektor doch, daß sie zitterte.
Und er war gespannt, was ihn in diesem Haus oder Zimmer erwarten würde.
Dabei hatte er das ungute Gefühl, daß dieser Fall erst am Beginn stand. Das dicke Ende würde noch folgen…

***

Die Dunkelheit zwischen den Häusern war dicht und zudem von einem Dunst erfüllt, in den der Sprüh hineinrieselte und dafür sorgte, daß alles durchnäßt wurde.
Sie hatten die Straße erreicht und brauchten nicht mehr weit zu gehen. Auf der rechten Seite lag das Haus. Nicht weit entfernt parkten zwei Autos. Zwischen ihnen in dem Haus bewegten sich helle, verschwommene Kreise hin und her, sahen aus wie zuckende Augen, die vergeblich versuchten, den Dunst zu erhellen.
Suko sah dies ebenso wie die Studentin.
Sie blieb stehen.
»Was ist denn?«
»Die… die Lichter«, flüsterte sie. »Sie sind nicht normal. Sie waren nicht da, als ich das Haus verließ. Das hat etwas zu bedeuten.«

»Bestimmt.«
»Mehr sagen Sie nicht?«
»Wir werden es herausfinden.«
Suko ging weiter, und Janina blieb auch jetzt bei ihm eingehakt. Sie wirkte wie jemand, der seinen eigenen Willen an den Beschützer abgegeben hatte. »Wissen Sie, Suko, jetzt kommen Sie mir vor wie ein Engel«, flüsterte sie.
»0 danke, aber das bin ich nicht.«
»Ich meine damit einen Schutzengel.«
»Wenn es Sie glücklicher macht, belassen wir es dabei.«
Sie näherten sich den beiden Lichtpunkten und hörten dann auch Schritte sowie Stimmen.
Ein Mann und eine Frau sprachen.
Als Janina die Stimmen vernahm, blieb sie stehen. »Das… das ist doch nicht möglich, Suko.«
»Wie meinen Sie das?«
»Es sind meine Vermieter, die sich da vor der Haustür aufhalten. Sie haben wohl Taschenlampen in den Händen und suchen die Umgebung ab. Warum, das weiß ich nicht.« Ihre Stimme klang fragend und so, als würde sie darüber nachdenken.
»Dann ist ja alles okay, Janina. Sie werden sich Ihretwegen Sorgen gemacht haben und…«
»Meinen Sie?« fragte sie zweifelnd.
»Warum denn nicht? Sie haben mir doch selbst gesagt, daß es nette und besorgte Leute sind, die…«
»Ja, ja, das stimmt alles. Ich habe trotzdem ein ungutes Gefühl.« Sie blieb stehen, weil sie sah, daß einer der Lichtpunkte jetzt auf sie zeigte.
Auch Suko bewegte sich nicht.
Die Person aber, die die Lampe hielt, mußte sie entdeckt haben. Sie hörten ihre Schritte, als sie sich näherten. Dabei bewegte sich das Licht in deren Rhythmus.
»Janina…?«
Eine zögernde Frage, gestellt von einer Männerstimme.
»Ja, Jaime, ich bin es.«
»Ein Glück. Por dios, was haben wir uns für Sorgen um dich gemacht.« Der Mann kam jetzt näher.
Er rief seiner Frau zu, daß Janina aufgetaucht sei, dann tauchte er selbst wie ein Gespenst aus dem Dunst auf und leuchtete beide an.
Suko schaute etwas zur Seite, um ihn zu erkennen. Jaime Viracocha war tatsächlich älter. Er trug einen verschlissen wirkenden Bademantel, war ziemlich mager und hatte einen knochigen Kopf, auf dem nur dünnes Grauhaar wuchs. Sein faltiges, dünnhäutiges Gesicht besaß Ähnlichkeit mit dem eines mageren Vogels. Bei ihm schaute die

Nase auch stark gekrümmt hervor. Sie erinnerte an einen Schnabel.

»Du bist es wirklich«, sagte er und nahm von Suko keine Notiz. »Kind, wir haben uns Sorgen um dich gemacht.«

»Ich habe…«

Er ließ sie nicht ausreden. »Wir hörten einen Schrei. Erst dachten wir, daß wir geträumt hätten, aber wir haben beide zugleich diesen Schrei gehört, und da wußten wir, daß etwas passiert sein mußte.«

Er sprach, ohne Luft zu holen, was schon einem kleines Kunststück gleichkam. »Wir durchsuchten die Wohnung, fanden dein Zimmer leer. Alles sah so nach Flucht aus, dann rannten wir hinaus. Jetzt bist du hier.« Er ließ seine Blicke an ihrem Körper von unten nach oben gleiten. »Himmel, und du hast nur den Mantel übergestreift.«

»Ja, habe ich.«

»Warum bist du weggerannt?«

Sie hob die Schultern. Janina hätte gern von dem Schatten berichtet, doch es kam ihr plötzlich so dumm vor, dem frierenden alten Mann davon zu berichten. Sie wollte ihm auch keine Angst einjagen.

Er faßte sie an. Seine Finger waren hart wie krumme Stöcke. »Aber jetzt kannst du wieder ins Haus kommen. Juana wird dir einen Tee kochen, alles wird wieder okay werden und…«

»Das ist Suko.«

Als Janina die Worte sagte, brach Viracocha mitten im Satz ab. Er konzentrierte sich auf den Inspektor. »Ja«, sagte er. »Sie sind ein Asiate, nehme ich an.«

»Chinese.«

»Schön.« Seine dünnen Lippen zuckten. »Ich weiß nicht, was geschehen ist? Sind Sie ein Bekannter von…?«

»Er hat mich gefunden, Jaime«, sagte Janina. »Ich… ich habe ihm einiges zu verdanken.«

Der Mann mit dem Vogelkopf nickte heftig. »Das ist gut so, Mister. Ich danke Ihnen.« Er faßte nach Janinas Hand. »Aber jetzt möchte ich dich doch wieder ins Haus bringen. Es ist nicht gut, wenn du hier draußen in der Kälte stehst. Du könntest dich erkälten und dann…«

»Ich werde mitgehen«, sagte Suko.

Jaime ließ seinen Schützling los. »Warum? Es ist wieder alles in Ordnung. Meine Frau und ich sind Ihnen ja dankbar, daß Sie sich um Janina gekümmert haben. Das hätte nicht jeder getan. Wir sind auch bereit, Sie zu belohnen und…«

»Sparen Sie sich Ihr Geld«, sagte Suko, der diesen Mann irgendwo nicht mochte.

»Bitte, es war nur…«

»Kommen Sie mit, ja?« hauchte Janina.

Suko nickte.

Viracocha allerdings schien es nicht zu gefallen. Mißtrauisch schaute

er zur Seite. Er bewegte seinen Mund, ohne etwas zu sagen, fuhr sich dann durch das dünne Haar und fragte: »Was wollen Sie denn bei uns im Haus? Da gibt es nichts zu sehen.«

»Mich interessiert nur das Zimmer Ihrer Mieterin. Und dort besonders die Decke.«

Die Augen des Mannes wurden starr. Jetzt bekam er noch mehr Ähnlichkeit mit einem Vogel. »Ach ja?« flüsterte er, »warum denn das? Was hat das Zimmer damit zu tun?«

»Nur die Decke.«

»Das Gemälde!« präzisierte Janina.

Der alte Mann hob die mageren Schultern. Sie malten sich deutlich unter dem dünnen Stoff ab.

»Sind Sie Kunstkenner?«

»So kann man es auch sagen.«

»Also gut. Wenn Sie wollen, dann kommen Sie mit. Seltsam finde ich es schon. Ich lasse nun nicht mal gerne Fremde in meine Etage.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Mr. Viracocha.« Suko zeigte ihm seinen Ausweis, und der alte Mann musste einige Male blinzeln, bevor er die Schrift identifizierte. »Ach so«, sagte er nicht gerade begeistert. »Sie sind Polizist.«

»Ja, das bin ich.«

»Nun gut, gehen wir.«

Sie blieben beisammen. Janina ging in der Mitte. Ihre Hände hatte sie auf den Rücken gelegt. Sie wollte nicht mehr, daß sie der alte Mann noch einmal anfaßte.

Mrs. Viracocha war nicht mehr zu sehen und längst im Haus verschwunden. Sie ließ sich auch im Treppenflur nicht blicken, erst in der Wohnung sah Suko sie. Da stand sie im langen Gang, hielt eine Tasse Tee in der Hand und trank in kleinen Schlucken, wobei sie über den Dampf und den Rand der Tasse hinwegschaute.

Wenn es stimmte, daß es Ehepaare gab, die sich im Laufe ihres langen Zusammenseins immer mehr anglichen, so traf dies bei den Viracochas zu.

Juana Viracocha hatte zwar kein Vogelgesicht wie ihr Mann, aber irgendwo kamen sie schon zusammen. Ihr Haar war so schwarz, daß es gefärbt aussah. Sie trug es kurz geschnitten. Man sagte dazu Pagenfrisur. Sehr deutlich fiel die knallrote Brille in ihrem Gesicht auf. Die Gläser schimmerten wie dickes Eis. Dahinter sahen die Augen aus, als wären es Kohlestücke, die jemand in die Höhlen hineingedrückt hatte. Ihre Haut war weiß. Die Nase war gekrümmt. Die Lippen sahen aus wie eine schmale Wunde. Noch in der Nacht war der Lippenstift nicht verwischt. Sie ließ die Teetasse sinken, lächelte Janina zu, aber sie konzentrierte sich auf Suko. Hinter der Brille verengten sich die Augen. Sie fragte ihren Mann, aber sie schaute Suko dabei an.

»Wer ist das denn, Jaime?«
»Ein… ein Polizist.«
»Ach ja?«
Jaime nickte. »Er… er hat unseren Schützling auf der Straße gefunden. Ein reiner Zufall - oder?«
»Sicher«, bestätigte Suko.
»Und warum ist sie weggelaufen?« fragte Juana.
Ihr Mann drehte den Kopf. »Richtig, Janina, weshalb bist du verschwunden? Du hast mir den Grund noch nicht gesagt.«
Janina schwieg. Fieberhaft dachte sie darüber nach, ob sie ihrem Vermietern die Wahrheit sagen sollte. Sie zögerte. Eigentlich hatte sie immer Vertrauen zu ihnen gehabt, doch in diesem Fall stand zwischen ihr und ihnen eine Wand.
»Wovor hast du dich gefürchtet?«
Suko wußte Bescheid. Er hielt jedoch den Mund. Er ahnte etwas von der inneren Zerrissenheit der jungen Frau, die so hilflos wirkte. Ein wenig erinnerte sie sogar an einen Engel. Sie hatte dichtes, braunes Haar, das wegen der Feuchtigkeit jetzt zusammengeklatscht an ihrem Kopf lag und die Blässe des Gesichts noch stärker hervorhob. Die Augen waren groß, ebenfalls braun, der Mund voll und weich, und am Kinn befand sich ein Grübchen.
Verlegen strich sie durch das Haar. »Ich habe… ich habe schlecht geträumt.«
Juana Viracocha lachte. »Aber deswegen läuft man doch nicht einfach fort.«
»Es war ein Alptraum.« Janina schaute Suko dabei an, als sollte er ihre Worte bestätigen.
Der Inspektor lächelte knapp, sprach nichts und schaute sich nur um. Der Flur war nicht eben dazu angetan, die Laune eines Menschen zu heben. Ob Tag oder Nacht, er würde immer ein düsteres Bild bieten, dazu waren die Wände einfach zu dunkel, und die dort hängenden Gemälde paßten sich zudem an.
An der Decke sah er nichts. Sie schwebte wie ein grauer, genau abgezirkelter Himmel über ihnen, ein Gemälde war hier nicht zu sehen. Wer hier lebte, konnte trotzdem Beklemmungen bekommen, da gab Suko der Studentin schon recht. Sie hatte ihm auf dem Weg kurz erzählt, was sie studierte, und Suko hatte es registriert.
»Ja, was ist denn noch? Ich wollte ja Tee kochen und…«
»Der Polizist will das Zimmer sehen, Juana«, sagte ihr Mann und räusperte sich.
»Ach ja?« Sie hob ihre Augenbrauen, die wie zwei schwarze Striche aus Kohle aussahen. »Warum denn?«
»Janina berichtete mir von dem prächtigen Gemälde an der Decke. Ich bin gespannt darauf.«

»Gut, wie sie meint.«
Janina schien nur auf diesen Kommentar gewartet zu haben. Diesmal war sie es, die nach Sukos Hand faßte und ihn mit sich zog. »Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.« Sie ging sehr schnell und passierte auch Mrs. Viracocha, ohne diese einzuladen, ihr zu folgen.
Die beiden blieben zurück.
Suko betrat den Raum als erster.
Noch immer brannte die kleine Lampe auf dem Nachttisch, die ihm allerdings zuwenig Licht abgab.
Er suchte nach dem Schalter, fand ihn und schaltete zwei weitere Leuchten ein, die sich nicht an der Decke, sondern an den Wänden befanden, sich gegenüber lagen und ihr Licht in die Mitte des Zimmers streute. Nichts sollte das Motiv an der Decke stören.
Es war warm im Zimmer. Das zerwühlte Bett sah ebenfalls noch so aus, wie Janina es verlassen hatte. Sie nickte Suko zu, hob dann den Arm und deutete schüchtern nach oben.
Auch Suko schaute hin - und mußte schlucken.
Es war gewaltig, obwohl durch die Maße des Zimmers begrenzt. Er hätte nie gedacht, ein derartiges Motiv in einem normalen Raum regelrecht erleben zu können, aber hier waren Alpträume realisiert worden, denn die Bemalung bestand aus mehreren Motiven, die sich allerdings zu einem düsteren vereinten, was wiederum den Mittelpunkt des Gemäldes bildete.
Graue, rote und violette Farbtöne herrschten vor. Dazwischen ein schmutziges Gelb, wenn die Kleidung der Gestalten angedeutet wurde. Zumeist waren es weite Mäntel oder Umhänge, die bewaffnete Krieger über ihren Rüstungen oder Körper geschlungen hatten.
Suko konzentrierte sich auf die Gesichter.
Sie waren alle verzerrt, von einem wilden Kampfeswillen gezeichnet. Doch er sah nicht nur die Krieger, sondern auch andere Gestalten, die im Hintergrund lauerten, als warteten sie darauf, in den Kampf einzugreifen. Diese Hintergrund-Gestalten glichen ätherischen Wesen, waren heller gezeichnet, damit sie sich von den dunklen Wolken abhoben, in denen sie sich befanden. Das konnten durchaus Engel sein, aber sie waren nichts im Vergleich zu dem Mittelpunkt des Bildes, der von einer einzigen, düsteren und kriegerisch wirkenden Gestalt beherrscht wurde.
Es war eigentlich nur ein Schatten mit zwei Augen. Ein böses Etwas, das von den anderen Motiven nicht getrennt war, sondern über ihnen schwebte und sich integriert hatte.
Es sah so aus, als würde dieser Schatten das gesamte Motiv beherrschen, die Krieger ebenso wie die im Hintergrund angedeuteten engelhaften Wesen.
Als Suko den Kopf wieder senkte, drehte er ihn auch, um Janina

anschauen zu können.

Sie verstand seinen Blick. Sie bebte wieder, deutete in die Höhe und flüsterte: »Er war es.«

»Der Düstere dort?«

»Ja, das ist der Schatten gewesen, der mich verfolgt hat. Er hat sich von der Decke gelöst. Und jetzt will ich Ihnen noch etwas zeigen. Schauen Sie her.« Sie drehte die Hand, damit der Rücken nach oben lag. »Können Sie den Fleck erkennen?«

»Ja.«

»Wissen Sie, was das ist?«

»Nein, aber Sie werden es mir gleich sagen.«

Janina nickte. Dann flüsterte sie, als würde ihre Stimme jeden Augenblick ersticken. »Das ist Blut…«

Suko reagierte nicht.

»Das ist Blut«, wiederholte sie. »Eingetrocknetes Blut. Ich… ich habe es hier erlebt. Es fiel von der Decke und erwischte mich genau auf dem Handrücken.«

Suko schaute sie nur an. Danach hob er den Blick und richtete ihn gegen das Gemälde.

Nichts war zu sehen oder hatte sich verändert. Es war eigentlich unmöglich, daß Blut aus der Decke tropfte und ausgerechnet die Hand der jungen Frau erwischte.

Über allem schwebte der Schatten. Wieder dachte Suko an die huschende Bewegung in der Einfahrt.

Sollte das tatsächlich der Schatten gewesen sein? War es möglich, daß er sich löste?

Der Inspektor hatte schon viel in seiner langen Laufbahn erlebt. Es gab Tatsachen, die mit dem menschlichen Verstand nicht zu erfassen waren. Lebende Schatten waren ebenso möglich wie geheimnisvolle oder von einem dämonischen Leben erfüllte Gemälde oder Spiegel, die unter dem Druck des Teufels entstanden waren.

»Ich habe Angst«, flüsterte Janina. »Ich habe fürchterliche Angst, glauben Sie mir…«

Wie sie das sagte, ließ bei Suko einen Schauer entstehen, der nicht mehr weichen wollte. Er nickte, ging aber bewußt nicht auf ihre Worte ein, sondern bückte sich und fing damit an, den Fußboden des Zimmers zu untersuchen.

Er wollte das Blut finden, weil er sich einfach nicht vorstellen konnte, daß nur ein Tropfen aus der Decke gefallen war. Außerdem - konnte ein Schatten bluten?

Um besser sehen zu können, holte er die Lampe hervor. Auf dem grauen Teppichboden schien selbst das starke Licht der Halogenleuchte zu versickern. Er bewegte sich lautlos und zog seine Kreise.

Janina war bis nahe der Tür zurückgewichen, als wollte sie ihn nur aus einer sicheren Entfernung beobachten. Vom Flur her hörten sie die schwachen Stimmen. Das Ehepaar Viracocha unterhielt sich leise. Keiner der beiden betrat allerdings das Zimmer.

Plötzlich blieb Suko stehen. Er hatte die Flecken entdeckt. Drei zeichneten sich schwach auf dem Grau des Teppichs ab. Sie waren nur schwer zu erkennen gewesen, weil der tiefe Flor die meiste Flüssigkeit in sich aufgesaugt und so ein wenig versteckt hatte.

Also doch!

Er kniete nieder. Mit der Fingerspitze fuhr er über einen Fleck. Er war noch feucht. Als er seinen Finger im Licht der Lampe untersuchte, sah er auch die Rötung.

Durch die Nase holte er Luft und stand wieder auf. Sein Blick traf die Studentin.

»Nun?«

Er nickte. »Sie haben recht gehabt, Janina. Es ist tatsächlich Blut.«

Sie sah nicht erleichtert aus, aber sie war froh, daß Suko ihr zustimmte.

»Fragt sich nur, woher es gekommen ist!«

Janina hob den Finger und zeigte gegen die Decke. »Von dort, Suko, nur von dort.«

Er schaute auch hin, aber dort tat sich nichts. Keine Bewegung, nur die Stille.

»Glauben Sie mir nicht?«

»Das hat mit Glauben nichts zu tun.«

»Aber können Sie es sich vorstellen? Können Sie sich auch vorstellen, wie sehr ich gelitten habe?«

»Ja, das kann ich.«

»Dann werden Sie sich auch denken können, wie groß meine Furcht ist. Ich habe Angst, mich wieder in das Bett zu legen. Schlafen werde ich sowieso nicht können. Auch wenn ich die Augen geschlossen halte, habe ich immer das Gefühl, als würde sich der Schatten im nächsten Moment herabsenken und mich töten.«

Suko sah wieder hin. So unwahrscheinlich die Worte auch geklungen hatten, unmöglich war es nicht. »Und was wollen Sie nun tun?« fragte er. »Soll ich Sie mitnehmen? Wollen Sie bei mir bleiben? Soll ich Sie in Schutzhaft nehmen lassen?«

Janina Ferry senkte den Kopf und nagte auf ihrer Unterlippe. Sie war sehr nachdenklich geworden.

Schließlich fragte sie: »Was soll ich denn den Viracochas sagen?«

»Das wird schwer werden. Man wird Ihnen kaum glauben und Sie wahrscheinlich für verrückt halten. Da wir gerade von Ihren Vermietern sprechen. Wie kommen Sie eigentlich mit ihnen aus? Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen Ihnen?«

»Nicht schlecht. Sogar sehr gut. Sie sehen in mir so etwas wie eine Tochter. Die alten Leute sind wahnsinnig besorgt um mich. Ich könnte sogar umsonst hier wohnen.«

»Aha, umsonst also.«

Janina war irritiert. »Wieso? Stimmt da etwas nicht? Sie sagen das so komisch.«

»Nein, nein, ist schon recht. Es gibt ja immer wieder Menschen, die nicht so sehr auf den reinen Profit aus sind. Da haben Sie vielleicht Glück gehabt…«

Janina löste sich von ihrem Platz. »Suko, ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber ich habe mittlerweile das Gefühl, daß Sie den beiden nicht trauen.«

»So?«

»Ja, wirklich.«

»Nun ja, ich will ehrlich sein. Sie sind mir seltsam vorgekommen. Sie haben sich auch sehr ungewöhnlich verhalten.«

»Wie hätten sie sich denn verhalten sollen?«

»Keine Ahnung, aber sie waren anders.«

Janina hob die Schultern. »Ich kann nur sagen, daß ich mit ihnen gut zurechtkomme.«

»Das ist wichtig.«

Sie fuhr fort. »Ich weiß auch nicht, was sie sagen würden, wenn ich jetzt mit Ihnen ginge, Inspektor.«

»Begeistert werden sie nicht sein.«

»Eben, Suko. Und deshalb werde ich die Nacht hier verbringen.«

Suko blickte sich noch einmal um. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war es ihm nicht recht. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wenn Sie so gut mit dem Ehepaar auskommen, dann fragen Sie es doch einmal, ob sie in einem anderen Raum den Rest der Nacht verbringen können. Wäre das nicht besser?«

Zum erstenmal sah Suko die Studentin lächeln. Sogar ihre Augen glänzten dabei. »Das wäre super, wirklich toll. Ja, ich werde sie fragen. Ein toller Vorschlag und…«

»Morgen werden Sie mich anrufen. Man wird Sie verbinden. Ich bin wieder in meinem Büro zu finden, denn ich habe den Urlaub beendet. Einigen wir uns darauf?«

Das Strahlen in ihren Augen blieb. »Ich wüßte nicht, was ich lieber täte.«

»Dann werde ich jetzt…« Was Suko sagen wollte, verschluckte er, denn Juana Viracocha öffnete die Tür und betrat das Zimmer ihrer Mieterin. Sie schaute sich kurz um. Lichtreflexe glitten dabei über ihre Brillengläser. »Ich habe noch eine Kanne Tee aufgesetzt. Wenn Sie einen Schluck trinken wollen, dann…«

»Das ist sehr nett von Ihnen«, sagte Suko, »aber ich möchte darauf

verzichten. Für mich wird es Zeit, ich muß gehen. Ich habe mich sowieso schon zu lange aufgehalten.« Täuschte er sich, oder zeigte der Mund der Person tatsächlich ein Lächeln?

Er ging nicht darauf ein, reichte Janina die Hand, die ihn aber noch bis zur Tür bringen wollte.

»Kommst du denn zurück?« fragte die Vermieterin.

»Ja, ich werde noch einen Tee trinken.«

»Das ist gut, mein Kind.«

Suko nickte der Frau zu. Er verließ als erster den Raum. Der düstere Flur kam ihm wie ein Gefängnis vor. Es war einfach zu dunkel. Es roch alt, nach Jahrzehnten, die vergangen waren.

Der Muff steckte in den Wänden, auch im Boden und schien selbst von jedem Bild ausgeatmet zu werden.

Langsam ging Suko auf die Wohnungstür zu. Er hörte hinter sich Janinas schnelle Schritte. Sie erreichte ihn, als er die Hand auf die schwere Klinke gelegt hatte.

Mit beiden Armen umfaßte sie ihn. »Danke«, flüsterte sie. »Danke für alles.«

»Keine Ursache. Es war meine Pflicht. Viele hätten sich verhalten wie ich.«

»Das glaube ich Ihnen nicht, Suko.«

Er strich mit zwei Fingern über ihre Wange. »Passen Sie auf sich auf, Janina.«

»Ja, das mache ich.«

Suko öffnete die Tür. »Wir bleiben in Verbindung. Vielleicht rufe ich morgen an.«

»Ich freue mich.«

Suko verließ den Flur. Im Treppenhaus ging er sehr nachdenklich die Stufen hinab.

Er konnte den Grund nicht sagen, aber er hatte das Gefühl, einen Fehler begangen zu haben, der sich hoffentlich noch korrigieren ließ…

***

Janina Ferry schloß leise die Tür. Für einen Moment schaute sie nachdenklich zu Boden. Auch sie dachte darüber nach, ob sie nicht einen Fehler begangen hatte. Vielleicht hätte sie das Angebot des Mannes doch annehmen sollen und…

Schritte unterbrachen ihre Gedanken. Aus den Geräuschen hörte sie, daß Juana kam.

Sie drehte sich um.

Die ältere Frau lächelte sie an. Sie hatte sogar ihren Mund mit Lippenstift nachgezogen. Jetzt stand er halboffen, und die Frau kam Janina vor wie eine frisch geschminkte Leiche. So hatte sie früher nie gedacht, doch diese Nacht hatte einiges verändert.

»Kommst du?«

»Ja, natürlich.«

Juana war besorgt um sie. Sie ergriff ihren Arm in Höhe des Ellbogens. »Es tut mir ja so leid«, erklärte sie mit salbungsvoller Stimme, »daß du gelitten hast. Dein Alptraum muß wirklich schrecklich gewesen sein.«

Es war kein Alptraum, hatte sie sagen wollen, biß sich aber im letzten Moment auf die Lippen und stimmte der Frau zu. »Ja, er war grauenhaft.«

»Warum hast du uns nicht Bescheid gesagt? Wir hätten dir bestimmt helfen können.«

»Da hast du recht. Aber ich war durchgedreht. Ich bin einfach weggelaufen. In dem Augenblick wußte ich nicht mehr, was ich tat. Ich war völlig durcheinander. Die Gestalt, sie… sie…«

»Reden wir nicht mehr davon«, sagte Juana und öffnete die Tür zum Wohnraum. »Jaime hat sogar das Feuer im Kamin angezündet. Du sollst es gemütlich haben und nicht mehr frieren.«

»Das ist nett.« Sie sprach völlig emotionslos, weil sie mit ihren Gedanken woanders war.

Jaime stand neben dem Kamin. Er wirkte wie ein Zwerg, der vom Widerschein der Flammen umspielt wurde und so aussah, als wollte er jeden Moment zerfließen. Er rieb seine Hände. Es gab ein Geräusch, als würde Papier zerrieben. Sein Lächeln war breit und wirkte unnatürlich. Auch er paßte, ebenso wie seine Frau, in diese Einrichtung. Das Wohnzimmer zeigte eine beachtliche Größe, aber es war mit allem möglichen Plunder vollgestopft worden, als wollten die Viracochas den Raum zu einem Laden für Trödel machen.

In der Tat war nichts Modernes zu sehen. Alte Sessel, noch eine große Couch dazu, Tische mit Vasen und Lampen darauf. Gehäkelte Decken, kleine Figuren, die Wände voller Bilder und alter Fotografien, hinzu kamen die Pflanzen, die mit ihren langen Armen aus den Töpfen wuchsen und mit einem Zeug besprayt worden waren, das einen frischen Geruch verbreiten sollte.

Es glich schon einem Wunder, das auf dem mit geschnörkelten Füßen versehenen Tisch noch Platz für die Teekanne nebst Tassen war und die mit Gebäck gefüllte Schale.

Juana wollte Janina zu ihrem Platz führen, aber die war schneller. Janina wollte sich nicht von der Frau anfassen lassen, setzte sich hin und konnte auf das Feuer schauen, dessen Flammen ihr Wärme entgegenschlugen. Die Fenster konnte sie nicht sehen, das Ehepaar hatte die schweren, goldgrünen Brokatvorhänge zugezogen.

Auch Juana setzte sich, während ihr Mann nahe des Kamins stehenblieb. Noch immer zuckte ein Muster über seine Gestalt. Er sah fast so aus wie ein Zwerg aus irgendeiner Legende.

Janina hatte gehofft, daß es nicht geschehen würde, aber die Vermieterin setzte sich so dicht neben sie, daß die Studentin den alten Geruch wahrnahm, der aus der Kleidung strömte. Sie schüttelte sich, was Juana aber nicht auffiel.

Sie schenkte den Tee ein. »Er wird dir guttun und dich den Schrecken vergessen lassen.«

»Danke.«

»Warum sagst du das? Es ist doch selbstverständlich.« Juana drehte ihr den Kopf zu und schaute sie an. Das Licht des Feuers erreichte auch die Brillengläser und ließ sie aussehen, als wären sie lebendig geworden. Sie waren erfüllt von einem Funkeln und Blitzen, wobei zwischendurch noch Schatten huschten.

Janina hob die Tasse an. Sie trank den Tee sehr langsam, probierte erst einmal. Dann, als sie noch etwas Milch zugegeben hatte, schmeckte er ihr besser. Sie nahm auch noch eine zweite Tasse, und die beiden Viracochas störten sie nicht.

»Ist dir nicht warm?« fragte Jaime schließlich.

»Nein… nein…«

»Laß sie den Mantel ruhig anbehalten, Jaime.« Juana tätschelte Janinas Knie, was dieser mehr als unangenehm war. Aber sie riß sich zusammen und zeigte es nicht. »Außerdem bekommst du dann nichts zu sehen, du alter Bock, du!«

»Hör doch auf.«

»Ich kenne dich.«

Die Studentin mußte lächeln. Sie kannte die Eifersucht der Frau, aber die war unbegründet.

»Ich bin ebenso enttäuscht wie mein Mann«, sagte Juana schließlich. »Wir hätten ja gedacht, daß du uns Bescheid gegeben hättest. Aber das ist ja nicht geschehen. Und dabei kannst du uns doch vertrauen.«

»Ja, ich weiß.«

»Wir sind etwas enttäuscht.«

Janina stellte die Tasse ab. Sie mußte jetzt eine Erklärung abgeben, das erwartete man.

»So etwas habe ich noch nie erlebt, Juana, das müssen Sie mir glauben. Es war furchtbar.«

»Ja, das verstehen wir schon. Es gibt Zeiten, wo diese Alpträume kommen, auch bei jungen Menschen. Aber deshalb so durchzudrehen und wegzulaufen. Du hast doch das Licht brennen lassen. Helligkeit vertreibt die Träume einer dunklen Nacht, und wir…«

»Bei mir nicht.«

»Warum nicht?«

Es war irgendeine Wand, die Janina davor schützte, die Wahrheit zu sagen. Wahrscheinlich hatten die Warnungen des Inspektor doch mehr gefruchtet, als sie sich eingestehen wollte, und sie suchte jetzt nach

einer Ausrede.

Sie mußte cool bleiben, weil sie von zwei Augenpaaren beobachtet wurde. Nur nichts unternehmen, was sie hätte verdächtig werden lassen. Immer nur schauspielern. »Bei mir war es das erste Mal, das so etwas passierte. Das ist sonst nie vorgekommen. Deshalb habe ich dermaßen stark überreagiert.«

»Das kann schon stimmen«, sagte Juana.

»Ich… ich schäme mich auch dafür«, flüsterte Janina. »Wenn es wieder eintrifft, werde ich euch wecken.«

Beide nickten. »Das wäre wirklich gut. Wir können dir bestimmt eher helfen als dieser Chinese.«

Juana hatte in einem Ton gesprochen, der der Studentin nicht gefiel. »Ich war froh, daß ich ihn traf. Er ist Polizist, er hat sich sehr um mich gekümmert.«

»Klar, du bist hübsch.«

»Das können Sie nicht so sagen, Juana. Er hätte es auch für jeden anderen getan.«

»Bist du sicher?« sie fragte es lauernd.

»Ja, das spüre ich.«

»Deine Sache. Aber kommen wir zu einem anderen Thema. Was hast du eigentlich geträumt?«

Janina Ferry war auf die Frage vorbereitet gewesen und hatte sich schon eine Antwort zurechtgelegt.

»Darüber möchte ich nicht sprechen. Es… es ist zu furchtbar. Dann kommt alles wieder in mir hoch. Außerdem werde ich jetzt müde.«

Juana akzeptierte das nicht. »Oft ist das Gegenteil richtig. Nur wenn man über eine Sache spricht, kann man damit auch wieder ins reine kommen, finde ich.«

»Ja, sie hat recht!« meldete sich auch Jaime.

Janina war intelligent genug, um zu merken, daß die beiden Viracochas sie in die Enge treiben wollten, damit sie sich ihnen offenbarte. Das aber wollte sie eben nicht. Sie mußte versuchen, den Block zu sprengen und ein Heimspiel für sich zu machen. »Das kann schon sein«, gab sie zu, »doch es betrifft mich nicht. Ich sehe das etwas anders. Bei mir braucht es nicht heraus. Ich versuche schon, dies innerlich zu verarbeiten, wenn ihr versteht.«

»Mit dem asiatischen Polizisten hast du dich aber gut verstanden«, bemerkte die alte Frau spitz.

Dabei verzog sie den grell geschminkten Mund, als wollte sie jeden Augenblick etwas aus ihrer Kehle hervorspucken.

»Er war besorgt.«

»Du hast dich bei ihm sicher gefühlt?«

»Ja.«

Juana kratzte mit ihren Fingernägeln über die Glasplatte des Tischs.

Auch sie zeigten noch einen roten Lack. Es sah so aus, als würden dicke Blutstropfen davonlaufen. »Wie bist du denn mit ihm verblieben? Werdet ihr euch wieder treffen?«

Eine heimtückische und raffiniert gestellte Frage, wie Janina erkannte. Vorsicht, schoß es ihr durch den Kopf. Die will nur von dir etwas wissen.

»Nichts«, sagte sie.

»Ihr habt geflüstert.«

»Stimmt schon. Er hat mich nur beruhigt und mir erklärt, daß ein Alptraum normal ist.«

»Damit hat er recht gehabt!« erklärte Jaime kichernd und erntete dafür einen strafenden Blick.

»Er kommt morgen also nicht wieder?« erkundigte sich Juana Viracocha lauernd.

»Nein, das war nicht abgesprochen.«

Sie lachte knarrend. »Es ist auch nichts passiert, Janina.« Dann schaute sie auf die Uhr. »Meine Güte, Mitternacht ist um. Willst du dich nicht noch hinlegen?«

Janina hätte jubeln können, als sie die Frage hörte. So verschaffte ihr die Frau einen wunderbaren Abgang. »Ja, ich bin müde.« Sie drückte gegen ihre Augen. »Ich hoffe, daß ich jetzt tief und vor allem ruhig schlafen kann.«

»Das wird dir gelingen.«

»Ich wünsche es dir so!« sagte Jaime vom Kamin her und nickte in Janinas Richtung.

Heuchler, dachte diese. Verdammte Heuchler! Und sie erschrak über ihre eigenen Gedanken. Die beiden benahmen sich nicht anders als sonst, und da hatte sie nie so über sie gedacht. Was war nur los mit ihr? Es hatte sich doch äußerlich nichts verändert, obwohl ihr die Gesichter plötzlich fremd vorkamen, als wären es irgendwelche Masken, hinter denen sich das Böse oder ein dunkler Abgrund verbarg.

Sie erhob sich wieder.

War ihr draußen noch kalt gewesen, so schwitzte sie jetzt unter ihrem Mantel und war froh darüber, daß sie ihn bald ausziehen konnte. Etwas verlegen blieb sie stehen, von den beiden Alten angestarrt.

»Ich… ich möchte mich noch einmal bedanken, daß Sie beide so besorgt um mich sind. Ich freue mich darüber.«

Beide lächelten.

Beide Augenpaare zeigten einen schimmernden Glanz. Janina kam es vor, als würde sich hinter diesen Gesichtern ein Stück Hölle verbergen, das irgendwann so stark war, um die andere Larve brutal zu zerstören.

Ihr Lächeln fror ein. Sie drehte sich etwas hastig um und ging rasch

zur Tür.
»Gute Nacht…«
»Gute Nacht!« wurde ihr im Chor nachgerufen. »Schlaf gut, Kleine…«
Janina huschte aus dem Zimmer. Im Flur blieb sie stehen und ballte die Hände.
Ein heißer Strom durchschoß sie. Gleichzeitig war ihr auch kalt, als wäre ein Schüttelfrost dabei, sie zu überfallen. Sie empfand alles als verlogen, was ihr die Viracochas da unterschieben wollten. Es war einfach widerlich.
Sie schüttelte den Kopf.
Diese Nacht mußte sie noch überstehen. Morgen, nein heute, würde sie mit dem Inspektor telefonieren, und sie würde es nicht aus dieser Wohnung tun, sondern von einer Zelle aus. Keiner brauchte mitzubekommen, was sie dem Mann sagte. Ihr Vertrauen zu ihm war sehr groß. Größer als zu ihren Wirtsleuten.
Mit diesen optimistischen Gedanken betrat sie ihr Zimmer, das ihr irgendwie fremd und anders vorkam. Noch bedrückender als sonst. Sie hütete sich davor, einen Blick zur Decke zu werfen, zog den Mantel aus und ließ ihn kurzerhand zu Boden fallen.
Dann legte sie sich nieder.
Allerdings auf die Seite, so daß sie dem Fenster zugedreht war. Es kam ihr vor wie der letzte Fluchtweg aus einer Falle…

***

Janina schlief ein!
Damit hatte sie selbst kaum gerechnet, weil sie einfach innerlich zu aufgewühlt gewesen war. Die Ereignisse hatten einfach nicht spurlos an ihr vorübergehen können.
Da waren plötzlich mehrere Arme, die nach ihr griffen, dann zogen und sie in einen Schacht hineinzerrten, aus dem es keine Wiederkehr zu geben schien.
Es kam ihr wirklich so vor, denn sie war plötzlich weg, aber ihr Unterbewußtsein ›lebte‹ weiter.
Stärker als am Tag.
Es wühlte sich hoch, es ›schrie‹, es machte sich bemerkbar, es wollte der Frau zeigen, wer hier der neue Herr war.
Und es brachte ihr wieder die Träume!
Diesmal noch schlimmer, noch grauenvoller. Menschenfressende Schatten waren da, die aus irgendwelchen Tiefen eines Pandämonium stiegen und sie an sich zerrten.
Die Schatten zerplatzten, bevor Janina darin verschwinden konnte. Es war keine Wand mehr da, sie sah dafür etwas anderes.
Den Umriß!
Aber anders, nicht mehr schattenhaft, jetzt dreidimensional. Er hatte

sich verwandelt, er war zu einer mörderischen Gestalt geworden, die mit einem blanken Schwert bewaffnet war.

Unheimlich groß und wuchtig, und unter seinen Füßen lag eine Tür, die er eingetreten hatte.

Er kam als Rächer!

Er kam als Töter!

Und er hob sein Schwert.

Etwas flog von der Klinge weg. Dicke, dunkle Tropfen. Es war das Blut seiner Feinde, das an der Klinge klebte und endlich abgeschüttelt wurde, damit das Schwert wieder frei für ein neues Opfer war.

Janina stöhnte auf.

Dieser Traum nahm sie schrecklich mit. Sie sah sich selbst in der Nähe dieser Gestalt, die einfach alles einnahm und einem anderen keine Chance geben würde.

Sie war groß und grausam, sie war ein Zeichen für Rache, Tod und Rücksichtslosigkeit. Sie würde kein Erbarmen kennen, und sie ging schließlich mit schweren, wuchtigen Schritten weiter, um eine Welt zu betreten, die nicht für sie geschaffen war.

Die Gestalt sollte in ihrem Pandämonium bleiben, sie hatte bei den Menschen nichts zu suchen.

Und doch ging sie weiter.

Sie zerstörte, sie vernichtete. Schon bald war sie von einem regelrechten Umhang aus Blut umgeben, der jeden ihrer Schritte begleitete und aussah, als wäre er echt.

Janina erlebte den Traum so echt mit, daß sie Tränen produzierte, die wiederum an ihrem Gesicht entlangrannen und es so aussehen ließ, als wäre mit einem feuchten Tuch darüber hinweggewischt worden.

Er kannte kein Pardon, er war nicht mehr der Schatten, der Angst einflößte, er war so real.

Janina saß umgeben von Leichen. Sie hatte sich auf die Knie fallen lassen und die Beine ausgebreitet. Die Arme halb in die Höhe gestreckt, die Handflächen gegeneinander gelegt. Trotzdem glaubte sie, daß diese bittende Geste nicht ausreichte.

Er kam immer näher.

Blut spritzte bei seinen Tritten auf, als er die Füße in die großen Lachen stieß.

Dann blieb er stehen.

Er schaute auf sie nieder.

Janina schrie, sie glaubte wenigstens zu schreien, und der schweißnasse Körper auf dem Bett warf sich von einer Seite zur anderen, erstarrte dann, als Janina erlebte, wie die Gestalt aus ihrem Traum das Schwert anhob und es über ihrem Kopf schweben ließ. Wenn er die Klinge jetzt nach unten schlug, konnte er sie mit einem

Streich in zwei Hälften teilen.
Noch zögerte er.
Die Frau hatte die Augen verdreht. Irgend etwas zwang sie dazu, genau gegen das Schwert zu schauen, das ihr Leben beenden sollte. Warum sollte der Krieger ausgerechnet bei ihr Gnade walten lassen?
Noch einmal blickte sie in das wüste, grausame und von Narben durchzogene Gesicht. Sie sah die Augen, die ein kaltes Funkeln abstrahlten und wie Spiegel wirkten.
Das Schwert raste nach unten.
Blitzend wuchtig - und traf sie!
Janina schrie, sie wurde wach, und sie setzte sich ruckartig auf.
Kein Schwert mehr, keine Gestalt, keine Leichen, auch kein Blut. Dafür ein nachtdunkles Zimmer, in dem es feucht, muffig und auch nach ihrem Schweiß roch.
Nicht nur ihre Kleidung klebte am Körper, auch das Bettuch war durchgeschwitzt und das Laken ebenfalls. Sie wußte sehr schnell, wo sie sich befand, drehte den Kopf, weil sie von der Tür her ein scharrendes Geräusch gehört hatte.
Sie entdeckte einen schmalen, hellen Spalt, in dem sich zwei Gesichter abzeichneten.
Dort standen die beiden Viracochas und schauten in ihr Zimmer. Aber sie waren schnell wieder verschwunden, und Janina wußte selbst nicht, ob sie sich die Szene nur eingebildet hatte oder nicht.
Wie dem auch war, es ging ihr nicht gut. Sie fühlte sich erschöpft, als hätte sie selbst einen stundenlangen Kampf erlebt, der ihr die Kraft aus dem Körper gesaugt hatte.
Ihr Kopf sank nach vorn, der Blick flackerte, ihr Atem ging schwer und unregelmäßig. Mit dem klebrigen Ärmel ihres Nachthemds wischte sie über das Gesicht, ohne daß es trockener wurde.
Janina Ferry brauchte Minuten, um sich zu erholen. Man ließ sie in Ruhe. Die Stille eines Morgens umgab sie. Sie kannte das ja. Die Mauern des alten Hauses waren so dick, daß sie die Geräusche von außen fernhielten.
Allmählich fand Janina wieder zu sich selbst. Und natürlich kam die Erinnerung an ihren Traum zurück, der noch einmal in schneller Folge vor ihrem geistigen Auge ablief.
Wieder erschreckte sie sich. Wieder sah sie das Blut und auch die unzähligen Leichen.
Sie schauderte.
Die Gestalt war ihr bekannt vorgekommen. Nicht als Mensch, sondern zuvor, als sie noch als Schatten zu sehen gewesen war. Ein Schatten wie der unter der Zimmerdecke.
Sie schaute nicht hin. Ein Gesicht lag auf ihrem Nacken, das sie zwang, vor sich zu sehen. Sie spürte eine wahnsinnige Furcht vor der

Wahrheit, aber sie konnte doch den Kopf drehen und einen Blick auf das Fenster werfen.

Dort hatte sich nichts verändert.

Nach wie vor durchbrach sein Viereck das Mauerwerk der Wand. Obwohl schon längst Tag sein mußte, schimmerte kaum Licht. Hinter der Scheibe verteilte sich das Grau, das diesen alten Hinterhof beinahe zu jeder Jahreszeit einnahm.

Sie machte Licht.

Wieder erhellte sich die Kugelleuchte wie ein allmählich aufgehender Mond. Der blasse Schein verteilte sich, aber er kroch nicht hoch zur Decke, um sie mit seinem Licht zu bestrahlen. Irgendwo auf dem Weg zwischen ihr und dem Boden versickerte er, als hätte ihn ein gewaltiges Maul verschluckt, um zu vermeiden, daß die einzelnen Motive des Gemäldes für menschliche Augen sichtbar wurden.

Janina Ferry schauderte, wie unter einem plötzlichen Windstoß. Im Zimmer war alles zu, weder die Tür noch das Fenster standen offen. Woher kam dann diese Kälte?

Janina nahm an, daß es ihr Unterbewußtsein war, das sich auf diese Art und Weise meldete. Wie eine Vorwarnung, ein Omen für den vor ihr liegenden Tag.

Sie kroch aus dem Bett.

Ja, es war kein normales Aufstehen, sie verglich es selbst mit einem Kriechen, als wäre dort eine harte Last, die sich in ihren Nacken gelegt hatte.

Ihr Atem ging schwer. Noch immer lag der Schweiß auf ihrer Stirn. Als sie in die Pantoffeln schlüpfte, zitterten selbst ihre Füße. Kalt kamen ihr die schlichten Schuhe vor.

Noch immer geduckt stand sie auf.

Ihr großes Sehnen galt einer kräftigen Dusche. Heiß und kalt, Wechselbäder, die mithalfen, die Erinnerung an ihren verdammten Traum zu löschen.

Das würde wohl kaum klappen.

Sie ging einige Schritte vom Bett weg. Bis zur Tür schaffte Janina es nicht, denn da war wieder ein Gefühl, das sie zwang, nicht nur stehenzubleiben, sondern gleichzeitig den Kopf anzuheben, ihn noch zu drehen, so daß sie gegen die Decke schauen konnte.

Der Anblick traf die junge Studentin wie ein wuchtiger Hieb, und sie zuckte sogar zusammen.

Das Bild unter der Decke sah nicht mehr so aus wie früher. Es hatte sich radikal verändert.

Eine Figur fehlte.

Es war der Schatten!

***

Janina Ferry, sonst wirklich nicht auf den Kopf gefallen, stand auf dem Fleck und wußte nicht, was sie denken sollte. Ihr war kalt, die Haut zog sich zusammen. Janina litt und krümmte sich noch im Stehen. Angst durchflutete sie, hinter ihren Schläfen hämmerte es. Obwohl sie in einer gebückten Haltung auf dem Fleck stand und sich innerlich vereist fühlte, zuckten doch die schrillen Gedanken durch ihren Kopf, und sie dachte daran, daß es aus war.

Die Magie hatte gesiegt. Sie hatte es geschafft, den Schatten zu lösen, und es würde das eintreten, was sie in ihrem fürchterlichen Alptraum gesehen hatte.

Es war zuviel für sie.

Beide Hände schlug sie gegen ihr Gesicht, als wollte sie nichts anderes mehr sehen. Dann wankte sie mit zittrigen Schritten zurück, weil sie sich setzen mußte. Das Bett kam ihr am sichersten vor.

Sie fiel darauf nieder, hörte das leise Knarren der Matratze und ließ im Zeitlupentempo die Hände sinken.

Die Gestalt war weg, einfach verschwunden. Es gab sie nicht mehr, irgend jemand hatte sie zerstört, einfach ausradiert oder aber sie zum Leben erweckt.

Ja - wie in ihrem Traum!

Der Gedanke daran trieb abermals die kalte Furcht in ihr hoch. Als sie noch einmal zur Decke schaute und sich dabei auch mehr Zeit ließ, da sah sie, daß die Stelle, wo der Schatten einmal gewesen war, doch nicht so frei lag. Schwach zeichneten sich dort Wellen und Linien ab, die sich zu einer monströsen Figur des Schreckens vereinigten.

Was war nur los?

Nicht allein mit ihr, sondern mit diesem ganzen verdammten Haus, in dem sie wohnte? Waren hier denn alle verrückt geworden, die Viracochas einschließlich?

Oder lag es allein an ihnen?

Genau in dieser Minute begann sie damit, ihre Vermieter mit anderen Augen anzusehen. Sie dachte über sie nach, über ihr Verhalten und versuchte, sich an Unregelmäßigkeiten zu erinnern, die sie möglicherweise gezeigt hatten.

Nichts davon traf ein.

Okay, manchmal waren sie kauzig gewesen, hatten auch mal Reden über andere Götter gehalten und sogar davon gesprochen, daß sehr bald die Zeit eines Götzen anbrechen würde und jemand zurückschlug, um sich zu rächen, doch Janina hatte es als das Geschwätz alter Leute abgetan, sonst nichts weiter.

Nun nicht mehr.

Die Viracochas waren keine Briten. Sie stammten aus Südamerika, und zwar aus den Anden. Sie hatten in Peru gelebt, waren aber schon in jungen Jahren von dort verschwunden. Über den Grund hatten sie

sich nie ausgelassen.
Wenn sie unter sich waren, redeten sie in ihrer Heimatsprache, wobei es kein reines Spanisch war, sondern eher ein Dialekt, der auch von einem Eingeborenen hätte gesprochen werden können.
Seltsam, dachte sie, daß sie sich jetzt an Kleinigkeiten erinnerte. Sie legte diese Details zusammen und suchte nach dem Puzzle, das ein Motiv für das Verschwinden des Schattens gab.
Bestimmt war er kein Schatten mehr. Bestimmt hatte er sich mit einem unheilvollen Leben aufgefüllt und war zu dem Krieger geworden, den sie im Traum erlebt hatte.
Ein Geräusch unterbrach ihre Gedanken. Die Tür schwang leise knarrend nach innen.
Sie drehte sich.
Ein Gesicht erschien. Blaß, mit einer roten Brille versehen und sehr dicken Gläsern. Wie eine Fratze kam es Janina vor, hinter der sich alle Teufelei der Welt versteckte.
Der rot geschminkte Mund verzog sich zu einem Lächeln. Nur empfand die Studentin dies nicht so.
Ihr kam es mehr vor, als würde er eiskalt grinsen.
Juana verbreiterte den Spalt, damit sie sich in das Zimmer hineinschieben konnte. Sie winkte mit ihrer linken Hand, die aussah wie eine Kralle mit blutigen Nägeln.
»Hallo, meine Liebe. Wie geht es dir?«
»Ja, wie geht es dir?« wiederholte Jaime, der hinter seiner Frau erschienen war.
Beide waren angezogen. Juana trug ein braunes, sackähnliches Kleid, das viel zu weit war. Ihr Mann hatte sich für einen ebenfalls braunen Anzug entschieden, der noch breite Nadelstreifen aufwies.
Das Hemd darunter sah zerknittert aus. Die Fliege, die den Kragen verzierte, hatte eine goldene Farbe.
Der Mann nickte mit seinem Vogelkopf. Sein Haar war zurückgekämmt. Sehr flach lagen die dünnen Strähnen auf dem buckligen Schädel. Sie waren so lang, daß sie hinten im Nacken hochstanden.
Beide schoben sich in den Raum, blieben stehen, richteten ihre Blicke auf die Mieterin.
»Hast du gut geschlafen?« Die Stimme der Frau troff vor falscher Freundlichkeit.
Am liebsten wäre Janina beiden in die Gesichter gesprungen und hätte sie zerkratzt. Aus einem unerfindlichen Grund aber kam sie sich so schwach vor, als wäre sie nicht um viele Jahre jünger, sondern älter als die beiden.
Sie hatten Macht über sie.
Das stellte sie mit Schrecken fest, aber sie ließ es sich nicht

anmerken.

Jaime legte den Kopf schief und seine Hände dicht vor dem Körper zusammen. »Du hast uns noch keine Antwort gegeben, meine Kleine. Wie geht es dir?«

»Schlecht!«

Bedauern zeichnete ihre Gesichter. Wahrscheinlich war es nur gespielt.

»Ja, das tut uns leid«, sagten sie wie abgesprochen. »Du bist wohl reif für einen kleinen Urlaub.«

»Ich weiß nicht. Der Traum…«

»Schon wieder?« erkundigte sich Juana mit falscher Besorgnis. »Das kann ich nicht begreifen.«

»Diesmal war er noch schlimmer.«

Sie nickte und lächelte. »Aber du bist nicht weggelaufen. Das finden wir gut.«

»Ich bin liegengeblieben. Ich weiß auch nicht, ob es ein Traum gewesen ist.«

»Was sollte es sonst gewesen sein?« fragte Jaime und lächelte irgendwie wissend.

Ja, sie wissen Bescheid, dachte Janina. Sie wissen so verdammt gut Bescheid. Dennoch machte sie das Spiel mit. Sie berichtete sogar von ihren traumhaften Erlebnissen und sagte zum Schluß: »Es hat sich wohl erfüllt, denn als ich wach wurde und zur Decke schaute, da… da fehlte dort etwas in der Malerei. Der Mittelpunkt war verschwunden. Die Gestalt ist nicht mehr da!«

Die Viracochas schwiegen. Dann schauten sie sich an, nickten sich zu, und es war der Mann, der die entsprechende Antwort gab. »Ja, meine Kleine, das wissen wir. Das wissen wir sogar sehr genau, denn in der letzten Nacht hat sich das Versprechen erfüllt.«

Für Janina klang es, als hätte Jaime Viracocha das Todesurteil über sie gesprochen…

***

Er stand plötzlich da, sagte nichts und schaute auf den Frauenrücken, der von einem mintfarbenen Pullover verdeckt wurde. Die Frau, die an der Maschine saß und tippte, hatte nicht gehört, daß Suko die Tür zum Vorzimmer geöffnet hatte.

Er lächelte. Erinnerungen schossen in ihm hoch, doch gleichzeitig hatte er das Gefühl, wieder nach Hause zurückgekehrt zu sein. Es hatte sich nichts verändert, alles stand noch am gewohnten Platz, sogar die Tür zum Büro, das sich Suko mit John Sinclair teilte, stand offen.

Er räusperte sich. Ein Kloß saß in seiner Kehle. Verdammt, auch als Mann hatte man Gefühle!

Glenda Perkins tippte weiter.

Und dann sagte Suko den Satz. »Guten Morgen, Glenda!«

Er starrte noch immer auf den Rücken und sah, wie sie sich allmählich versteifte, als würde sie intervallweise erst in Gedanken nachvollziehen, was sie da eben gehört hatte.

Sie tat noch nichts, und Suko setzte schon zu einer zweiten Bemerkung an, als Glenda endlich begriffen hatte. Dennoch reagierte sie ziemlich verhalten.

Sehr langsam drehte sie sich um und zog dabei ihren schwarzen Rock glatt, ohne ihn über die Knie zerren zu können.

Die Drehung war vollbracht.

Sie schaute Suko an.

Er sah in Glendas Gesicht und wollte lächeln, doch es wurde nur eine Grimasse.

Sie schluckte.

Er nickte. »Verdammt, Glenda, ich bin es wirklich. Es ist nicht mein Geist, der sich zur Arbeit meldet, sondern ich. Hast du gehört? Hast du verstanden?«

»Jaa…« Ihre Antwort war nicht mehr als ein Hauch. Glenda war blaß geworden, nun aber schoß ihr die Röte ins Gesicht, und gleichzeitig schien die Sonne aufzugehen.

Dann sprang sie in die Höhe.

Ein Ruf, ein Schrei, ein Jubellaut. »Suko!«

Sie flog ihm in die Arme. Wäre Suko nicht so kräftig gewesen, er wäre durch den plötzlichen Druck beinahe bis an die Tür gestoßen worden, einen so mächtigen Schwung hatte Glenda in ihre Begrüßung hineingelegt.

Sie umarmte Suko, als hätte sie ihn jahrelang nicht gesehen. Und so ähnlich kam es den beiden vor.

Suko schleuderte sie sogar durch den Raum, und als er ihre Lippen auf seinen Wangen spürte, da wußten beide, daß sie keinen Traum erlebten.

Irgendwann ließen sie sich auch wieder los. Glenda atmete tief durch. Bei der Küsserei war ihr Lippenstift verschmiert worden, aber das machte ihr nichts aus. Sie funkelte Suko an und sagte: »Weißt du, was ich jetzt tun werde?«

»Klar doch.«

»Woher willst du das wissen?«

»Du wirst mir einen Kaffee kochen, denn du hast es tatsächlich geschafft, mich vom Tee abzubringen.«

»Stimmt genau«, gab sie zu. »Aber woher weißt du das denn?«

»Ich mag zwar eine Weile ein anderer gewesen sein und mich auch dämlich verhalten haben, aber vergessen habe ich nichts. Sagen wir so: Ich bin wieder da!«

»Und John noch nicht.«

»Turnt er noch in den Alpen umher?«

Glenda nickte. »Ja Wie ich dem Wetterbericht entnehmen konnte, hat es dort geschneit. Da wird er wahrscheinlich unter einigen Schneelawinen zusammengebrochen sein.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand!« sagte Suko, als er sein Büro betrat. Glenda kümmerte sich inzwischen um den Kaffee.

Lächelnd nahm Suko auf seinem Schreibtischstuhl Platz. Es tat einfach gut, wieder hier zu sein. Oft genug hatte er über die nicht klimatisierte Bude hier oben im Yard Building geflucht, aber hier war er doch zu Hause, und nur das zählte.

Er streckte die Beine aus.

Vertraute Geräusche drangen aus dem Nebenzimmer an seine Ohren. Es hörte sich an, als wäre ein Tier dabei, seine Nahrung wieder auszuspucken. Dabei waren es nur die Laute, die die Kaffeemaschine produzierte, auch eben so herrlich vertraut.

»Was haben denn die Kollegen unten gesagt, als sie dich sahen?« rief Glenda aus dem Vorzimmer herüber.

»Freundlich gegrüßt. Einer meinte, daß mein Urlaub ja lange gedauert hätte.«

»Und wie lautete deine Antwort?«

»Ich habe ihm nicht widersprochen.«

Glenda lachte. »Hätte ich auch nicht getan. Wahrscheinlich wirst du mich gleich nach Sir James fragen, aber der alte Eisenfresser ist für zwei Tage außer Haus.«

Das war Suko sehr recht. Er wollte keine langen Erklärungen abgeben, sondern wieder einsteigen, und er schob seine jüngste Vergangenheit und deren Erlebnisse weit zurück. Jetzt war er wieder da und wollte an die Zukunft denken.

Glenda betrat mit dem Kaffee das Büro. Auch für sich hatte sie eine Tasse eingeschenkt. »Weißt du, Suko, daß wir bald Weihnachten haben und daß dies das schönste Geschenk ist, das du mir hast machen können?«

Er zwinkerte ihr zu. »Bist du so leicht zufriedenzustellen, meine Liebe?«

»Jetzt hör aber auf!«

Sie servierte die braune Brühe und wartete ab, bis Suko den ersten Schluck getrunken hatte.

»Nun?«

Glenda lauerte auf eine Antwort, das war Suko klar. Er hatte sie sich schon zurechtgelegt, aber er ließ sich noch Zeit. »Tja, liebe Glenda, jetzt erst bin ich richtig zu Hause.«

»Ein Glück«, stöhnte sie und wischte über ihre Augen. »Weißt du, daß ich darauf regelrecht gewartet habe?«

»Kann ich mir denken.«
Sie trank ebenfalls Kaffee, zog die Nase hoch und sagte: »Zudem hast du es gut, Suko. John ist nicht da, es liegt nichts an…«
»Das sag nicht.«
»Wieso? Hast du etwas in der Hinterhand?«
Suko wiegte den Kopf. »Kann ich dir nicht genau sagen, lassen wir es darauf ankommen. Ich hatte in der letzten Nacht nur ein ungewöhnliches Erlebnis.«
»Aha, jetzt kommt's.«
»Nein, nein, nicht, was du denkst. Da ging es zwar auch um eine junge Studentin, aber das ist jetzt zweitrangig. Ihr Schicksal erscheint mir wichtiger.«
»Du machst mich neugierig.«
Suko wollte Glenda nicht zu lange auf die Folter spannen und berichtete ihr, was ihm widerfahren war. Er hatte in ihr eine aufmerksame Zuhörerin, die erst eine Frage stellte, als er mit seinen Bericht fertig war.
»Was willst du tun?«
»Mehr über dieses Ehepaar herausfinden.«
»Wieso?«
Suko hob die Schultern. »Wenn du die beiden gesehen hättest, würdest du mir recht geben. Sie sind mir mehr als suspekt gewesen. Das war ein Pärchen, wie aus einem Kabinett entsprungen. Zwei falsche Wohltäter, wie ich meine. Einfach widerlich. Sie steckten voller Freundlichkeit, die mich an Schleim erinnerte.«
»Ja, diese Typen kenne ich.«
»Eben. Und ich befürchte, daß sie die Studentin in ihren Krallen haben.«
»Übertreibst du da nicht etwas?«
»Ich weiß es nicht, Glenda. Jedenfalls bin ich vorsichtig und auch gewarnt.«
»Gut. Und was weiter?«
Suko lächelte. Er sagte ihr den Namen, mußte ihn wiederholen, dann hatte Glenda ihn behalten. »Ich würde gern wissen, ob etwas gegen die beiden vorliegt.«
»Den großen Computer streicheln und erkundigen, ob er bereit ist, etwas auszuspucken?«
»Genau das.«
Glenda Perkins stand auf. »Bleib du mal sitzen, ich werde das übernehmen. Du sollst dich am ersten Tag ja nicht zu sehr anstrengen.«
»Danke, sehr freundlich. Ich werde später noch einige Male darauf zurückkommen.«
Sie drohte mit dem ausgestreckten Finger und schwenkte ihn hin und

her. »Das gilt nur für heute.«

»Schade.«

»So ist das nun mal im Leben.« Glenda verschwand, und Suko hörte sie vom Nebenzimmer aus mit der Fahndung telefonieren.

Er konnte es noch immer nicht richtig fassen, daß er wieder in seinem Büro saß. Das war einfach irre, super, herrlich, kaum zu beschreiben. Er schaute aus dem Fenster.

Bleigrau war der Himmel über London. Zudem wehte ein winterlichkalter Wind durch die Straßen.

Schneewolken trieben nur langsam zum Horizont, da der Wind fast eingeschlafen war.

Suko trank nicht nur den Kaffee, er genoß ihn regelrecht. Bei jedem Schluck hatte er das Gefühl, einen Schluck Heimat zu sich zu nehmen, was nichts als Einbildung war, doch es gab ihm den Optimismus zurück. Auch Glendas Begrüßung war wunderbar gewesen. Suko hatte das Gefühl gehabt, zu Hause mit offenen Armen empfangen worden zu sein.

Er war so in Gedanken versunken, daß ihm nicht auffiel, wie still es nebenan geworden war. In die Ruhe hinein klangen Glendas Schritte sehr zögerlich.

Dann stand sie in der Tür.

Suko schaute sie an. Als er ihr blasses Gesicht sah, wußte er sofort, daß etwas passiert war. Sie schien schlechte Nachrichten bekommen zu haben, senkte den Kopf und ging weiter.

»Was ist denn?«

»Die schriftliche Bestätigung kommt noch, Suko«, erwiderte sie mit leiser Stimme.

»Das klingt nach Ärger.«

Glenda setzte sich und nickte. »Ich schätze, daß du in ein Wespennest gegriffen hast, Suko.«

»Okay, wieso?«

»Die beiden sind registriert. Sowohl der Mann als auch die Frau. Beide haben sich etwas zuschulden kommen lassen. Man wirft ihnen die Organisation von Götzenfesten oder Schwarzen Messen vor, wo Tiere geopfert wurden. Es hat damals Ärger mit Tierschützern gegeben, und die beiden haben davon gesprochen, einen mächtigen Götzen erwecken zu wollen.«

»Welchen Götzen?«

Glenda hob die Schultern. »Das ist nicht bekannt. Jedenfalls wurden die beiden zu einer ziemlich hohen Geldstrafe verurteilt.«

»Wie lange liegt das zurück?«

»Nicht einmal zwei Jahre.«

Suko war sehr nachdenklich geworden. Einen Götzen erwecken, der Schatten, der die Studentin verfolgt hatte. Konnte es sein, daß beide

identisch waren?

Er schaute hoch. Glenda kannte den Blick des Inspektors, in dem der harte Wille wie festgeschrieben stand.

»Du willst etwas tun, nicht?«

»Richtig. Diese Viracochas anrufen und mit Janina Ferry reden. Ich hatte es ihr versprochen. Sie selbst hat sich nicht gemeldet, als ich nicht hier war?«

»Nein.«

Suko brauchte die Nummer nicht herauszusuchen, das hatte Glenda bereits im Vorzimmer getan.

Mit einem Lächeln auf dem Gesicht reichte sie ihm den Zettel.

Suko tippte die Zahlenfolge ein. Er wirkte äußerlich ruhig, aber im Innern fieberte er mit.

Der Ruf ging durch.

Drei- viermal…

»Verdammt, hebt endlich ab«, murmelte er.

Beim siebten Läuten meldete sich eine Stimme. Es war nicht die der Studentin, sondern die des Mannes. Sie hörte sich etwas aufgeregt an, das konnte auch Einbildung von Suko sein.

Er meldete sich und wurde von einem langgezogenen »Jaaaa, ich weiß schon Bescheid.«

»Gut, wenn Sie sich an mich erinnern, wird es Ihnen wohl nichts ausmachen, Miß Ferry an den Apparat zu holen.«

»Nein, Sir, das macht mir auch nichts aus. Aber leider ist das nicht möglich.«

Glenda, die über Lautsprecher mitgehört hatte, warf Suko einen bedeutungsvollen Blick zu. Auch er merkte, daß sich in der Höhe seines Magens etwas zusammenzog.

»Ist Miß Ferry nicht da?« fragte er.

»Doch, sie ist anwesend.«

»Aber…?«

»Sie kann nicht reden, sie schläft. Sie hatte wieder die schweren Träume und nun endlich Ruhe. Meine Frau und ich möchten nicht, daß sie geweckt wird. Wir sind eben sehr besorgt um sie.«

»Die und besorgt!« zischte Glenda.

»Wie lange wird sie…?«

Viracocha unterbrach Suko. »Das kann man nicht genau sagen. Jedenfalls haben wir ihr ein Beruhigungsmittel gegeben. Sie wird sich während des Schlafs ausruhen können. Ich werde ihr dann später sagen, daß Sie angerufen haben, Sir. Guten Tag noch.«

Er legte auf, und Suko hätte seinen Hörer am liebsten vor Wut gegen die Wand geknallt.

»Da ist was faul«, sagte Glenda nur.

Der Inspektor stand schon. »Faul, meinst du? Das ist oberfaul, meine

Liebe. Die beiden wollen nicht, daß ich Kontakt mit ihrer Mieterin halte.«

»Kannst du dir einen Grund vorstellen?«

Suko holte bereits seine Jacke vom Haken. »Ja, sie haben ein schlechtes Gewissen. Sie müssen Furcht haben, daß ich Entdeckungen mache, die ihnen nicht passen.«

Glenda nickte. Dann sagte sie mit leiser Stimme. »Wie war das noch? Sie haben einmal Tiere für ihren verdammten Götzen geopfert. Und steigern kann man das immer noch.«

Suko ballte die rechte Hand. Er wollte eine Antwort geben, verschluckte sie aber lieber.

Eines stand fest.

Wenn dieses hinterlistige und verfluchte Ehepaar der jungen Studentin nur ein Haar krümmte, würden sie die Hölle erleben. Bisher hatte er an den Aussagen der Janina Ferry noch gezweifelt.

Jetzt sah er sie als eine schreckliche Tatsache an. Er mußte zu ihr, und zwar so schnell wie möglich…

***

Trotz der Bedrückung - vielleicht auch gerade deshalb - lag noch immer der vertraute Ausdruck in Janinas Augen. Sie war nicht böse, sie fiel nicht aus der Rolle, sie gab sich einfach lieb und hatte den Kopf nur leicht gesenkt. So schaute sie dann auf den gedeckten Frühstückstisch in der Küche.

Es war nicht ruhig.

Sie hörte das Schmatzen der ihr gegenübersitzenden Person. Es war Juana, die ein klebriges Zeug in ihren Mund schaufelte. Es war irgendein Gesundheitsmüsli, das sich die ältere Frau selbst zusammenmixte und so gar nicht gesund aussah, eher zum Wegwerfen.

Janina Ferry aß nichts. Sie hörte nicht einmal das Schmatzen der Wirtin, die hin und wieder noch die Nase hochzog, dann mit dem Löffel die Schale leerkratzte und sie von sich schob. Sie hob den Kopf, rückte die Brille zurecht und starrte Janina an. Wieder wirkten ihre Augen übergroß hinter den Gläsern.

»Du mußt aber etwas essen.«

Janina schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen Hunger. Ich… ich bekomme nichts runter.«

»Das ist schlecht.«

»Weiß ich, Juana, aber das andere hängt mir noch immer nach. Diese Träume haben sich auch auf meinen Magen geschlagen. Ich… ich bekomme einfach nichts runter, wenn du verstehst.«

»Nein.«

»Jeder Mensch ist anders.« Sie lehnte sich gegen die Rückseite des

Stuhls und strich durch ihr Haar.
»Ich muß auch immer an ihn denken.«
»An wen?«
»An den Schatten.«
Juana Viracocha fing an zu lachen. Sie aß zwar gesund, doch sie glich das wiederum aus, indem sie zur Zigarettenschachtel griff und eine Selbstgedrehte hervorholte. Sie tat alles mit langsamen Bewegungen, steckte sich das Stäbchen zwischen die Lippen, gab sich selbst Feuer und schaute dabei zu, wie sich die Flamme in den Tabak fraß. Genußvoll paffte sie die ersten Wolken, die sich über dem gedeckten Tisch verteilten und auch auf Janina zuwallten.
Die junge Studentin rauchte nicht. Sie sah das Gesicht ihrer Wirtin hinter der Rauchwolke verschwinden und hatte den Eindruck, daß es zu einer Fratze wurde.
»Wo kann er sein?« flüsterte die Studentin.
Juana hüstelte. »Wer?«
»Der Schatten.«
Lachen schwang ihr entgegen. »Was du immer hast, meine Liebe. Denke nicht an ihn. Nimm es einfach hin und glaube mir, daß er genau weiß, was er tut.«
»Wie soll ich das denn verstehen?«
»Später«, sagte die Frau. »Später wirst du vieles begreifen, darauf kannst du dich verlassen.« Sie drückte die Zigarette aus und sah, daß Janina stark nachdachte. Die Augen der anderen Frau verengten sich hinter den Brillengläsern, und auch der Mund bekam einen Schwung nach unten. Durch die Nasenlöcher holte sie Luft.
»Was werde ich später begreifen?«
»Sehr viel.«
»Hängt es mit dem Schatten zusammen?«
»Ja.«
Janina schwieg. Sie kam zu dem Entschluß, daß die Person vor ihr mehr über den Schatten wußte, als sie bisher zugegeben hatte.
»Was werde ich denn erfahren?«
»Nun ja, Kind.« Sie lachte meckernd. »Sie wird hören, daß es zwischen ihm und dem Gemälde unter der Decke gewisse Zusammenhänge gibt. Da greift eines ins andere über. Es ist alles sehr gut durchdacht, das mußt du mir glauben.«
Die Worte waren so harmlos dahingesprochen, aber Janina hatte sehr wohl die Brisanz dahinter erkannt. Diese Frau wußte viel, sehr viel sogar. Plötzlich sah sie die Wirtin aus völlig anderen Augen. Es kam ihr vor, als hätte bisher zwischen ihr und der älteren Frau ein Vorhang gehangen, der erst jetzt zur Seite gerissen worden war. Die Viracochas waren gar nicht so nett. Sie zeigten sich ihrer Untermieterin nur in einer aufgesetzten Fassade. Die Besorgnis stimmte nicht, dahinter

steckte reines Kalkül. Der Vergleich mit einer Schlinge kam ihr in den Sinn, in die Janina ihren Kopf gesteckt hatte. Und diese Schlinge wurde allmählich zugezogen.

War sie denn bisher blind gewesen? Hatte sie sich mit geschlossenen Augen in der Wohnung bewegt?

»Woran denkst du?« fragte Juana.

Die Studentin schüttelte den Kopf. »Eigentlich an nichts«, flüsterte sie.

»Ach ja?«

»Doch, ich…«

»Nicht an den Polizisten?«

Erwischt, dachte Janina und schrak zusammen, worüber sie sich ärgerte. Diese Person hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. In der Tat hatten sich ihre letzten Gedanken mit dem Inspektor beschäftigt und gleichzeitig auch mit Mr. Viracocha, der schon ziemlich lange verschwunden war, weil das Telefon geläutet hatte.

»Wie… wie kommen Sie darauf, Juana?«

»Das will ich dir sagen. Du hast ihn sehr lieb und deutlich angeschaut. Fast wie im Film…«

»Was ist mit dem Film?«

Die Frau lachte. »Da ist die junge Unschuld, die zu ihrem Retter in die Höhe starrt. Mit einem strahlenden Lächeln auf den Lippen und aus glänzenden Augen. Das habe ich schon oft genug gesehen, und du hast tatsächlich so ausgesehen.«

Janina Ferry wollte es nicht zugeben. »Da haben Sie sich bestimmt geirrt.«

»Nein, ich nicht!«

»Nun ja, ich habe ihm ja gesagt, daß wir in Verbindung bleiben. Ich werde ihn anrufen.«

»Ach ja?«

Sie nickte heftig. »Natürlich. Ich muß mich doch für seine Hilfe bedanken.«

Die Frau beugte sich vor. »Bedanken? Hast du das nicht schon in der vergangenen Nacht getan?«

»Nicht richtig.«

Sie lachte Janina an. »Was willst du denn noch? Mit ihm ins Bett steigen?«

Janina Ferry erstarrte. Sie legte die Hände flach auf den Tisch. Einen derartigen Satz hatte sie aus dem Mund ihrer Wirtin noch nie zuvor gehört. Die Worte machten sie verlegen und ließen gleichzeitig die Röte in ihr Gesicht steigen. Für sie war Juana ein geschlechtsloses Wesen, ebenso wie deren Mann, und plötzlich erlebte sie, daß die Frau derartige Worte über die Lippen brachte.

Das war der reine Irrsinn.

»Nein, das will ich nicht.«
Mrs. Viracocha lächelte sehr wissend. Sie glaubte ihrer Mieterin kein Wort. Langsam goß sie Tee in ihre Tasse, zündete sich die zweite Zigarette an und lehnte sich zurück. »Du kannst mir alles sagen, was du willst, Kind. Du kannst dich hier frei bewegen, aber glaube nur nicht, daß wir nichts merken.«
»Was bedeutet das schon wieder?«
»Wir schauen genau hin, wenn du verstehst. Wir bekommen alles mit, mein Mann und ich.«
Janina sagte nichts. Inzwischen sah sie in der Frau eine alte Hexe, die nur darauf aus war, andere zu quälen. Das war kein Mensch, der vor ihr saß, sondern nur noch ein Kunstgeschöpf.
Der Schatten und das Deckengemälde fielen ihr wieder ein. Sie verglich beides mit dem Aussehen und dem Verhalten der älteren Frau, und sie fand auch, daß sie zusammen paßten.
»Woran denkst du?«
Janina schüttelte den Kopf. »An nichts weiter. Wirklich nicht. Mir geht nur einiges durch den Schädel. Ich… ich leide noch unter der letzten Nacht.«
»Das glaube ich nicht.«
»Wieso?«
Juana Viracocha kam um eine Antwort herum, denn die Tür wurde geöffnet, und ihr Gatte betrat die Küche. Da Janina mit dem Rücken zur Tür saß, mußte sie sich umdrehen, um ihn sehen zu können.
Ihr fiel sofort das zufriedene Lächeln auf seinem Gesicht auf. Auch in den Augen leuchtete Triumph.
Leise schloß er die Tür, bewegte sich vor und blieb neben dem Tisch stehen. Er schob Geschirr zur Seite, damit er sich mit seinen Handflächen auf die Platte stützen konnte. Dann schaute er nach links, danach nach rechts, beobachtete die beiden Frauen abwechselnd. Das Lächeln blieb dabei auf seinem Gesicht kleben, und es gefiel Janina überhaupt nicht.
»Was ist denn los?« erkundigte sich Juana. Ihre Stimme erstickte fast in Scheinheiligkeit.
»So einiges oder wenig.« Er lachte wieder. »Wie man es nimmt. Da ist angerufen worden.«
»Das hörten wir.«
Jaime schaute auf Janina. »Es ging um sie, denn es war ihr neuer Freund, der sich nach ihr erkundigte.« Er leckte sich die Lippen, als würde er sich im nachhinein noch über das Telefonat freuen.
Die Studentin saß unbeweglich. Sie zwang sich dazu, dennoch gelassen zu sein, konnte jedoch nicht verhindern, daß der Schreck wie ein glühender Pfeil durch ihren Körper schoß und auch dafür sorgte, daß sich der Herzschlag beschleunigte.

Juana paffte und sprach in die Qualmwolken hinein. »Was hat er denn gesagt?«

Jaimes Blick blieb nach wie vor an der jungen Frau hängen. »Er wollte nichts von mir.«

»Das dachte ich mir.«

»Er wollte unseren Schützling sprechen.«

»Wie schön«, kommentierte Juana.

»Aber ich habe ihn abgewimmelt. Ich habe ihm gesagt, daß sie nicht zu sprechen ist.«

»Das stimmt doch nicht!« protestierte Janina. »Wie haben Sie das sagen können!«

Er zupfte an seiner Fliege. »In meiner Wohnung kann ich sagen und behaupten, was ich will. Ich erklärte ihm, daß dich die letzte Nacht so angestrengt hat, daß du dich nicht wohl fühlst. Du bist einfach nicht in der Lage, mit jemandem zu reden.«

Sie wollte aufstehen, sie konnte es nicht. Der Stuhl verwandelte sich in einen Magneten, der sie festhielt. Der Hitzeschauer verstärkte sich noch mehr, und selbst hinter ihren Augen spürte sie einen nicht unerheblichen Druck.

»Ja, das stimmt«, bestätigte Juana. »Das hast du wirklich gut gemacht, Jaime.«

»Finde ich auch.«

»Und jetzt?« fragte die Studentin. »Was ist denn jetzt? Was hat er gesagt?«

Das Gesicht des Mannes bewegte sich. Es zeigte sogar einen Zug des Bedauerns. »Er wollte mit dir sprechen, aber ich habe ihn abgewimmelt. Und jetzt kommt er nicht!«

Kommt nicht! Kommt nicht! Diese beiden Worte hämmerten durch ihren Kopf. Sie waren wie Schläge, die ihr Gehirn trafen und dort regelrechte Schmerzen erzeugten.

Alles war verloren, nichts stimmte mehr. Sie hatte das Gefühl, als wäre um sie herum alles zusammengebrochen. Ihr Blickwinkel verengte sich. Hinter den Schlägen hämmerte das Blut. Als sie die beiden Viracochas anschaute, kamen die ihr vor wie zwei Monster mit gräßlich verzogenen Mündern in bleichen Gesichtern.

Das waren keine Menschen mehr, und Janina suchte nach dem passenden Ausdruck.

Wie kleine, böse Teufel.

Von zwei Seiten schauten die Viracochas sie an. Ihre Gesichter veränderten sich dabei ständig. Die Haut war keine mehr, sondern Gummi, das sich mal in die Länge und dann in die Breite zog.

Janina mußte die Augen schließen.

Sekundenlang blieb sie so sitzen, lauschte nur ihrem Herzschlag, dann schaute sie wieder hin.

Die Gesichter waren normal geworden, aber das Lächeln empfand sie ebenfalls als schlimm. Sie mußte sich überwinden, um eine Frage stellen zu können. »Warum haben Sie das getan?« flüsterte sie. »Warum ist das alles geschehen?«

»Wir brauchen dich!« Juana hatte gesprochen und drückte ihre Zigarette aus. Eine endgültig erscheinende Geste, die der jungen Studentin Angst einflößte.

»Für was?«

»Er braucht dich.«

»Wer ist er?« Sie fragte einfach nach, obwohl sie gewisse Dinge überhaupt nicht verstand.

»Sag du es ihr, Jaime.«

»Aber gern, meine Teure. Er ist unser wahrer Herr. Er ist unser Gott, unser Götze, den wir anbeten und anflehen, damit er uns beschützt und immer genügend Kraft gibt.«

Jetzt hatte Janina Ferry die Erklärung bekommen, aber sie wußte noch nichts Konkretes, sie kannte keinen Namen, es war alles noch fremd. »Wer, zum Teufel, ist *er?* Von wem sprecht ihr eigentlich?«

»Du kennst ihn«, sagte Juana.

»Ja, du kennst ihn gut!« bestätigte ihr Mann.

Beide lächelten sie falsch an, und Janina fiel es wie Schuppen von den Augen. Sie holte noch einmal Luft, bevor sie die Frage stellte, um eine endgültige Sicherheit zu bekommen. »Ist es… ist es der verdammte Schatten?«

Beide lachten, klatschten Beifall und beide nickten.

Die Studentin aber hatte das Gefühl, in einen bodenlosen Abgrund zu versinken…

***

Daß die Zeit drängte, stand für Suko fest. Trotzdem wollte er nichts übertreiben, um nur keine Fehler zu machen. Er mußte aufpassen, er mußte vorsichtig sein, denn die beiden Viracochas hatten bestimmt Verdacht geschöpft.

Deshalb wollte er auch nicht den offiziellen Weg nehmen, um zu ihnen zu gelangen. Das heißt, nicht erst großartig klingeln, sondern auf eine andere Art und Weise versuchen, das verdammte Haus und damit die Wohnung zu betreten.

Den Wagen stellte er in einem nahen Parkhaus ab.

Wieder hing über London ein trüber Himmel. Aber er lag ziemlich hoch, im Wetterbericht war von Hochnebel gesprochen worden, und es konnte gut möglich sein, daß im Laufe des Tages sich noch die Sonne ihre Bahn brach.

Er schritt durch Mayfair. Es war kein Vergleich zur Nacht. Nichts sah mehr grau in grau und so furchtbar gleich aus. Jetzt sah er die

Unterschiedlichkeit der Häuser, die sich besonders in den Anstrichen ausdrückte, denn fast alle Fassaden waren renoviert und auch in verschiedenen Farben gestrichen worden.

Mattes Gelb oder Grün waren ebenso vertreten wie ein blasses Rosa. Die hohen Fenster, die Erker, hin und wieder die kleinen Vorgärten, die Dachgauben, auf denen fette Tauben hockten.

Die Straße, in der sein Ziel lag, gehörte zu den schmaleren. Suko hielt sich dicht an den Hauswänden. Hier gab es auch keine Vorgärten, aber er hielt die Augen offen, weil er nach einer Einfahrt suchte, die ihn zur Rückseite der Häuser führte. Er wußte nämlich, daß es Hinterhöfe gab.

Suko vergegenwärtigte sich noch einmal die Szenen aus der vergangenen Nacht und kam zu dem Entschluß, daß er ganz in der Nähe seines Ziels die Einfahrt finden würde, die ihn ans Ziel brachte.

Er blieb für einen Moment davor stehen, schaute zurück. Niemand kümmerte sich um ihn. Es waren außer ihm nur wenige Menschen in die Kälte getreten, und so schaute niemand zu, als Suko den schmalen Durchlaß betrat.

Der helle Fleck des Ausgangs kam ihm vor wie ein mit Dunst ausgefülltes Viereck. Dahinter lag der Hof wie ein stummes Bild im leichten Nebel.

Suko blieb stehen.

Das Haus, das er sich ausgesucht hatte, lag auf der linken Seite. An der Rückseite waren die Fenster nicht so hoch und groß, hier wirkten sie wie kleine Luken, denn es gab wohl kaum jemand, der sich dafür noch interessierte.

Er mußte hoch in den zweiten Stock.

Es gab zwei Wege. Er konnte durch die Hintertür gehen, aber auch die alte Feuerleiter benutzen, um in die Nähe des Fensters zu gelangen. Jedes Haus besaß eine derartige Leiter. Darüber wunderte Suko sich, denn die meisten Vermieter der alten Bauten hatten die Feuerleitern abnehmen lassen, aus Angst davor, daß Einbrecher sie benutzen konnten, und sie wollten ihnen nicht gerade den Weg ebnen.

Er hoffte, daß er nicht auffiel, wenn er den ungewöhnlichen Weg nahm. Wenn er normal geschellt hätte, wäre ihm nicht geöffnet worden. Dieser Jaime Viracocha hatte ihm deutlich genug erklärt, daß er ebensowenig erwünscht war wie ein anderer Besuch.

Deshalb wollte er es an der Rückseite versuchen und erst einmal die Lage sondieren. Sollte er feststellen, daß sich die Studentin in Gefahr befand, würde er eine Scheibe einschlagen und ihr zu Hilfe kommen. War alles normal, mußte er sich einen anderen Weg einfallen lassen.

Suko kletterte die Leiter hoch. Sie war alt, dementsprechend schwach und auch rostig. Die Stufen bewegten sich und gaben seltsame Geräusche ab, wenn sie durch das Gewicht des Mannes belastet

wurden. Auf den einzelnen Plattformen duckte er sich, bevor er seinen Weg fortsetzte. In die Zimmer zu schauen, war ihm wegen der Gardinen unmöglich. Die Spezialfenster der Toiletten oder Bäder ließen ohnehin keine Einblicke zu. Auch bei den Viracochas würde das kaum anders sein.

Diese Tatsache war günstig. Ein Bad würde so schnell keiner betreten und vielleicht auch nicht merken, wenn eine Scheibe eingeschlagen wurde.

Einmal verharrte Suko regunglos, weil er aus dem Hof Stimmem hörte. Fast direkt unter ihm standen zwei Frauen zusammen und unterhielten sich mit lauten Stimmen über die wieder einmal gestiegenen Preise. An einem warmen Sommertag hätten sie bestimmt noch lange geschwatzt, jetzt aber war es ihnen zu kalt, und sie verschwanden schnell in ihre Häuser.

Es wurde wieder still.

Dazu konnte sich Suko nur beglüccwünschen. Er setzte seinen Weg fort und hatte sich auch daran gewöhnt, daß die Stufen der Leiter oftmals kratzten und schwankten.

Er schaute hoch.

Flatternd lösten sich einige Tauben von der Dachrinne. Sie segelten zu einem anderen Dach hinüber und ließen sich dort nieder, als hätten sie Furcht davor, auf dem ersten Platz zu bleiben. Spürten die Tiere das Unheimliche, das Ungewöhnliche?

Suko dachte an den Schatten.

Er hatte ihn in der letzten Nacht ja nur für einen winzigen Moment gesehen, doch er war davon überzeugt, daß es ihn gab und sich die Studentin nichts eingebildet hatte.

Mordende Schatten gab es, das wußte er. Aber sie waren niemals gleich. Es steckte immer etwas anderes hinter ihnen. In diesem Fall wohl ein dämonischer Götze, denn wegen Götzenbetrug und dem Abhalten Schwarzer Messen waren die Viracochas ja vorbestraft.

Das gefiel Suko überhaupt nicht. Wer so etwas tat, der nahm auch keine Rücksicht. Der näherte sich brutal und grausam seinem Ziel. Menschenleben zählten für ihn nicht.

Suko erreichte die für ihn wichtige Plattform und hockte sich darauf nieder.

Das rostige Metallgebilde befand sich in der Mitte zwischen zwei normal großen Fenstern, deren Scheiben schmutzig waren.

Suko mußte sich schon recken und ein Bein vorschieben, damit er sich mit dem Fuß auf einer Fensterbank abstützen konnte, wenn er nahe genug an die Scheibe herankommen wollte.

Die Plattform ächzte und schwankte auch, als sich der Inspektor bewegte. Sein Gewicht verlagerte er auf die linke Seite, streckte das Bein aus, fand auch auf der Fensterbank Halt und löste sein rechtes

Bein ebenfalls von der Plattform, wobei er die Leiter etwas näher zu sich heranzog.

Die Haltung erlaubte ihm kaum Bewegungsfreiheit, aber er konnte durch das Fenster blicken.

In der Scheibe spiegelte sich zum Glück kein Sonnenlicht, so daß seine Sicht relativ gut war.

Suko mußte sich trotzdem konzentrieren. Und er hatte mit seiner Vermutung recht behalten. Hinter dem Fenster lag tatsächlich ein kleines Bad.

Da war eine Dusche vorhanden, eine Badewanne ebenfalls, ein Schrank, ein Regal, auf dem sich Handtücher stapelten. Alles sah so völlig normal aus, da wirkte nichts gefährlich, und er konnte sich auch nicht vorstellen, daß sich in diesem Raum eine Gefahr verbarg.

Er zog sich wieder zurück.

Die alte Leiter knarrte und quietschte wieder. Suko mußte achtgeben und sehr vorsichtig zu Werke gehen. Tief atmete er durch, als er auf der Plattform stand.

Mit einer Hand wischte er durch sein Gesicht. Trotz der Kälte war ihm warm geworden. Blieb noch das Fenster rechts von ihm. Vielleicht lag dahinter eine Abstellkammer. Für einen normalen Raum war es viel zu klein. Er turnte wieder. Schon einmal Routine, gelang es ihm hier schneller, ans Ziel zu kommen.

Wieder stützte sich Suko auf der Fensterbank ab. Was hinter der Scheibe war, konnte er nicht erkennen. Nicht etwa, weil die Scheibe zu schmutzig gewesen wäre, es lag allein an dem Raum, der so etwas wie eine andere Welt war.

Leider besaß sie keine sichtbaren Konturen, denn die Umrisse verschwanden in einer grauen Wolke aus Nebel…

***

Janina Ferry hatte sich nicht bewegt. Ihre Augen standen weit offen. Auch das Ehepaar zuckte mit keiner Wimper. Alle drei Personen wirkten wie Marionetten, die darauf warteten, daß die Spieler endlich an den Fäden zogen, um sie in Bewegung zu setzen.

Die Zeit schien festgefroren zu sein. Sie war erstarrt, alles wirkte so anders, so gläsern, völlig aus der Wirklichkeit herausgezogen und als Bild in eine andere Welt gemalt.

Die Studentin dachte darüber nach, daß die beiden über einen Gott oder einen Götzen gesprochen hatten. Sie studierte Religionswissenschaften und hatte sich deshalb mit gewissen Randerscheinungen beschäftigt, natürlich auch mit dem Sektentum. Deshalb war ihr bekannt, daß es Menschen gab, die fremde Götter und Götzen anbeteten, wobei es oft die schlimmsten Gestalten waren, die von ihnen verehrt wurden.

So auch hier.
»Nun?«
Juana hatte das eine Wort gesprochen. Es zerbrach die lastende Stille, und die Studentin drehte den Kopf. »Was hat das zu bedeuten?« hörte sie sich flüstern. Es klang so, als hätte eine Fremde gesprochen. »Wie kann man einen Schatten anbeten oder als Gott verehren?«
Der Mann kicherte. Es war ein schrilles Geräusch, das aus seinem Mund drang, und er schüttelte den Kopf, als könnte er die Frage nicht begreifen.
»Hör auf, Jaime!«
Er verstummte.
Seine Frau aber nickte Janina zu. »Du hast mit deiner Frage irgendwo recht, meine Teure. Aber wir beten keinen Schatten an und verehren ihn auch nicht…«
»Sie haben selbst…«
»Laß mich ausreden, Kind! Für dich ist er ein Schatten, für uns war er das auch. Er zeigte sich in der Decke, er war der Herr dieses Gemäldes, sein Geist hat es erfüllt. Es zeigte eine Szene aus der Mythologie unseres Heimatlandes. Den Kampf zwischen Gut und Böse, den es auch in Peru gegeben hat. Die Krieger, die du dort gesehen hast, stehen auf der anderen Seite, die schaurigen Gestalten aber sind seine Kämpfer, wenn du verstehst. Sie zeigen ihm den Weg, sie sorgen dafür, daß er Unterstützung bekommt. Erinnere dich an unseren Namen. Wie heißen wir, Kleine? Los, sag es!« Juana bewegte ihre Hand auf Janina zu, die vor der Kralle zurückzuckte.
»Viracocha.«
»Sehr richtig. Und fällt dir nichts dabei auf? Ist dir nie etwas dabei aufgefallen?«
»Nein, wieso?«
»Sie weiß es nicht!« krächzte Jaime. »Sie… sie ist einfach zu dumm, Juana.«
»Sei du ruhig. Nicht jeder kann so gut sein wie ich.« Sie rückte ihre Brille zurecht, die ein Stück nach unten gerutscht war. »Viracocha ist nicht nur unser Name, er ist in unserem Land der Name überhaupt. Er ist der Sonnengott, der in einem See lebt und die Gestirne erschaffen hat. Der Erbauer der Welt und der Schöpfer der Menschen, und wir haben seinen Namen angenommen.«
Sie begriff noch immer nicht, doch langsam lichtete sich das Dunkel. »Ja, dann seid ihr ihm zugetan.«
»Stimmt.«
»Aber wer ist dann der Schatten? Heißt er auch Viracocha? Oder ist es der Götze, den ihr anbetet?«
»Nein, ist er nicht.«
»Aber wie…?«

»Er heißt Cabal, meine Teure. Cabal, der schwarze Todesengel. Der Krieger des Sonnengotts, der sich von ihm gelöst hat und seinen eigenen Weg gegangen ist. Er ist Seele und Körper zugleich. Er ist wir.« Sie zeigte auf sich und ihren Mann. »Er hat bereits unsere Seelen bekommen, verstehst du nun?«

»Noch immer nicht«, flüsterte sie.

»In der Nacht ist er ein Schatten.« Sie malte ihn mit den Händen nach. »Aber es gibt auch Stunden, in denen er sein Schattendasein nicht mehr mag. Wir haben ihm versprochen, dich zu opfern. Du bist sein nächstes Opfer, du wirst ihm gehören, du wirst für ihn sterben. Seinen Weg muß er gehen, denn er hat sich aus dem Zustand des Schattendaseins gelöst und wird nun in seiner wahren Gestalt dir gegenübertreten.«

Janina Ferry verkrampfte innerlich. Sie spürte die Kälte wie einen Ring an ihrem Nacken. Sie dachte an ihren letzten Alptraum und an die fürchterliche Gestalt, die über das blutige Schlachtfeld geschritten war.

Wissen stahl sich in ihren Blick.

Juana freute sich. Sie rieb ihre Hände und nickte ihrer Mieterin zu. »Ich merke schon, daß du weißt, von wem ich gesprochen habe. Hat er sich dir nicht offenbart?«

»In meinen Träumen.«

»Und zwar in der letzten Nacht.«

»Auch richtig.«

Janina holte Luft. »Verdammt noch mal, was bedeutet das denn alles hier? Warum geisterte er durch meine Träume. Was habe ich ihm denn getan?«

»Du hast ihm nichts getan. Wir haben dich nur für ihn auserkoren. Du bist unser Opfer für ihn.«

Sie senkte den Kopf. Am liebsten hätte sie geschrieen und mit den Fäusten um sich geschlagen, statt dessen saß sie hier am Küchentisch in einer völlig normalen Umgebung und mußte sich etwas anhören, was einfach unnormal war.

Aber sie glaubte auch, daß die Viracocha nicht gelogen hatte. Es gab Cabal. Sie hatte ihn als Schatten in der Realität erlebt und in ihren Träumen als grausamen Krieger.

Langsam hob sie den Kopf.

Sie dachte an Flucht, aber die beiden älteren Leute saßen wie auf dem Sprung. Es würde kaum möglich sein, ihnen zu entkommen. Oft genug war sie von den beiden angefaßt und berührt worden, hatte dies als mütterliche oder väterliche Gesten angesehen, aber gleichzeitig auch festgestellt, welch eine Kraft in den Händen dieser schon älteren Personen steckte. Das war einfach furchtbar.

Deshalb glaubte sie nicht, daß sie ihnen entwischen würde.

Sie hörte Jaime lachen. Drehte den Kopf. Seine Augen schillerten. Es war kein menschlicher Glanz mehr. Er erinnerte sie mehr an den einer Schlange.

»Wir werden jetzt gehen«, sagte er.

Janina zuckte zurück. »Wohin denn?« Dann erschrak sie noch einmal, weil die Frau sie angefaßt hatte. Ihre Finger umklammerten Janinas Arm wie krumme Gitterstäbe.

Ohne sie loszulassen, fragte Juana: »Kennst du die Tür! Die grüne Tür in dieser Wohnung?«

Für einen Moment schloß Janina die Augen. Und ob sie die Tür kannte, aber sie wußte nicht, was sich dahinter verbarg. Man hatte ihr verboten, sie zu öffnen. Zuerst war Janina neugierig geworden, später hatte sie die Tür dann vergessen oder einfach übersehen.

»Sie ist das Geheimnis!« erklärte ihr Jaime.

»Wieso denn?«

»In wenigen Minuten wirst du alles erlebt haben, meine Teure«, sagte Juana. Sie zerrte am Arm der Studentin. »So, und jetzt hoch mit dir. Wir gehen.«

Janina stand auf. Sie konnte nicht anders. Diese Personen beherrschten sie, zwangen ihr ihren Willen auf.

Jaime ging rückwärts auf die Küchentür zu. Er zupfte wieder an seiner Fliege und wirkte dabei wie ein Clown, aber ein sehr böser und hinterhältiger.

Seine Frau war nahe an die Studentin herangetreten. Janina roch deren Puder. Ihr kam in den Sinn, daß es jemand fertiggebracht hatte, eine Tote zu schminken und bleich zu pudern. Ein widerlicher Gedanke, aber so abwegig war er nicht.

Ihre Knie gaben nach. Sie stützte sich mit der freien Hand auf der Tischplatte ab.

»Du wirst doch nicht etwa schwach werden wollen?« fragte Juana höhnisch.

Die Studentin ignorierte die Worte. Sie starrte auf die Messer. Sie gehörten zum Besteck, und durch ihren Kopf schossen irrsinnige Ideen. Bisher hatte sie Gewalt verabscheut. Dabei spielte es keine Rolle, ob diese gegen Menschen oder Tiere ausgeübt werden sollte, sie haßte alles, was nur nach Gewalt roch.

Diesmal aber würde sie… konnte sie… mein Gott, sie brauchte sich nur eines der Sägemesser zu schnappen und auf das Gesicht der Frau zielen. Dann würde diese bleiche Haut zerplatzen wie eine Porzellanschicht, die Druck bekommen hatte.

Janina hätte sich entscheiden müssen. So aber beging sie den Fehler, zu lange nachzudenken, und die Viracocha gehörte nicht eben zu den dummen Menschen.

»Ich weiß, was jetzt durch deinen Kopf schießt, meine Teure, doch

ich rate dir, es nicht zu versuchen. Du würdest immer den kürzeren gegen uns ziehen, glaube es mir.« Mit einer heftigen Bewegung zerrte sie die Studentin vom Tisch weg. Ein Stuhl kippte um, aber sie ließ Janina nicht los.

»Du kleine, heimtückische Schlange, du! Keine Sorge, wir sind immer besser.«

Janina weinte. Plötzlich konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten, doch sie erntete kein Mitleid, nur Spott. »Sei froh, daß du bald an Cabals Seite sein wirst. Der Todesengel freut sich auf dich. Als wir ihm unsere Seelen überließen, damit er existieren konnte, da wußte er schon, daß wir ihm jemand bringen würden. Unsere Wahl ist eben auf dich gefallen, Kleines.«

Jaime stand schon an der Tür. Er hatte sie geöffnet und wirkte wie ein zu kurz geratener Wächter.

Aber er war nicht zu unterschätzen. Der Blick seiner Augen zeigte nichts anderes als Eis, Gefühlskälte und die Sucht, Blut zu sehen.

Juana hielt noch immer den Arm der Studentin. Sie wollte auf Nummer Sicher gehen und schob sie auf die Tür zu. Janina setzte ihre Schritte automatisch. Sie wollte über eine Flucht nachdenken, nur gelang ihr dies nicht einmal im Ansatz. Sie hatte den Eindruck, überhaupt nicht mehr mit den Füßen auf dem Boden zu gehen, sondern einfach in eine Leere hineinzuschreiten.

Der Flur strömte eine Kälte aus, wie sie es noch nie zuvor erlebt hatte. Es konnte die Kälte des Todes sein, die sich ihr schon jetzt näherte. Immer hatte sie sich vor dieser Wohnung und vor allen Dingen vor dem Flur gefürchtet, aber nie war diese Angst so stark gewesen wie in diesen Minuten.

Sie hatte sogar eine Veränderung zwischen den Wänden erwartet und hätte sich nicht gewundert, wenn Blut aus ihnen gequollen wäre, wie es schon mit der Decke passiert war.

Aber der Flur war normal.

Lang, düster, trotz der eingeschalteten Wandleuchten. In dieser verdammten Wohnung wußte man nie, ob es draußen Tag oder Nacht war.

»Es ist die grüne Tür!« hechelte Jaime, der die beiden Frauen überholte.

»Ja«, sagte seine Gattin. Sie schob auch ihre andere Hand in den Rücken und drehte Janina nach links.

Die stemmte sich dagegen.

»Wirst du wohl gehen!« zischelte die alte Frau und schüttelte sie durch. »Denk nur nicht an Flucht, wage es nicht einmal, denn auch in uns steckt die Kraft des Todesengels. Wir würden dich beim geringsten Versuch zerreißen.«

Die Studentin duckte sich, als hätte sie einen Schlag bekommen. So

furchtbar sich diese Drohung auch angehört hatte, sie glaubte der Frau jedes Wort. Das war nicht gelogen. Oft genug hatte sie ihre Macht schon bewiesen, denn hinter ihr stand ein Helfer, wie er grausamer nicht sein konnte.

Die grüne Tür war der Zutritt zu einer anderen Welt. Janina erinnerte sich daran, daß sie oft darüber nachgedacht und auch spekuliert hatte, was sich dahinter verbergen konnte. Sie hatte auch nie gesehen, daß die Tür in ihrem Beisein geöffnet worden war, und der Schlüssel befand sich im Besitz der Viracochas. Einer von ihnen trug ihn immer bei sich. Heute war es Jaime.

Er hatte ihn bereits aus der Tasche geholt und hielt ihn so, daß Janina ihn sehen konnte. Dahinter zeichnete sich ein grinsendes Vogelgesicht ab mit den eisigen Augen.

Die Tür lag am Ende des Ganges und war in die Quermauer eingelassen worden.

Sie schimmerte in einem dunklen Grün, wobei ein Teil der Farbe längst abgeblättert war.

Juana schob ihr Opfer voran. Jaime hatte die Tür bereits erreicht. Er steckte den Schlüssel ins Schloß, drehte ihn zweimal herum. Das Kratzen des Schlüssels erzeugte bei Janina eine Gänsehaut.

Jaime zog ihn wieder ab und trat zurück, ohne die Tür geöffnet zu haben. Dann nickte er den beiden zu.

Wenn Menschen zum Elektrischen Stuhl oder in die Gaskammer geführt wurden, mußten sie ebenfalls durch einen langen Gang gehen. So jedenfalls hatte Janina mal gehört. Ob es stimmte, wußte sie natürlich nicht, aber der Vergleich fiel ihr ein, weil sie sich ebenfalls wie ein Delinquent fühlte.

Sie konnte nichts mehr denken, sie setzte ihre Schritte automatisch und bildete sich ein, daß die verfluchte Tür immer höher und breiter wurde.

Ein Schlund, ein Eingang zur Hölle, hinter dem das absolute Grauen lag, das Feuer, die Hitze, die ewige Glut.

Nein, an diese Hölle glaubte sie als Studentin der Religionswissenschaften nicht. So einfach war die Verdammnis nicht. Die Menschen hatten sie nur dazu gemacht, um ein konkretes Bild haben zu können. Tatsächlich war die Hölle ein viel komplizierteres Gebilde, das wohl niemand würde begreifen können. Ein Stück Seele, ein…

Sie stöhnte auf.

Ausgerechnet jetzt kehrten die für sie kindlichen Gedanken zurück und schufen bei ihr die Vorstellungswelt dieser furchtbaren Höllenabart.

»Angst?«

»Ja…«

Mrs. Viracocha lachte. »Du wirst gleich etwas anderes erleben, meine Teure. Du bist ausgesucht. Wir haben es getan, deshalb sind wir auf uns und auf dich stolz. Das sollte dir doch allmählich klargeworden sein. Oder muß ich das noch einmal extra unterstreichen?«

Sie schüttelte den Kopf.

Jetzt waren es noch zwei Schritte bis zum Ziel. In der nächsten Sekunde würde sie nur noch einer von der Tür trennen, doch dazu kam es nicht. Juana sagte »Halt« und zog sie gleichzeitig zurück.

Janina Ferry atmete auf. Ging der Kelch noch einmal an ihr vorüber, oder sollte sie weiterhin gequält werden?

Die Qual begann. Wie hätte sie auch etwas anderes annehmen können? Die Tür schloß mit dem Mauerwerk zwar äußerlich fugendicht ab, daß dem doch nicht so war, bekam sie sehr bald zu sehen.

Um die Tür herum drangen kleine Wolken durch die Spalten und quollen ihr entgegen.

Es war ein graugrüner Nebel, als wollte er sich der Außenfarbe der Tür anpassen.

Er roch nicht einmal, und Janina konnte sich auch nicht vorstellen, welche Quelle er hatte, aber er war da und wanderte lautlos der Decke entgegen, um sich dort wie eine Schicht zu verteilen.

»Schau nach unten! Sieh auf den Rand!«

Die Studentin folgte dem Befehl der hinter ihr stehenden Frau. Sie hatte nicht grundlos diese Forderung gestellt, denn dicht vor dem Rand der Tür entdeckte Janina einen dunklen Streifen.

Ein Irrtum, es war kein Streifen, sondern eine dunkle, sirupartige Flüssigkeit. Janina wagte kaum darüber nachzudenken, was es hätte sein können, doch die Antwort gab ihr Juana.

»Blut«, flüsterte sie. »Das ist das Blut der Opfer. Er watet darin, er genießt es, verstehst du…?«

Ja, sie verstand, und sie dachte wieder an ihren Traum, der plötzlich so schrecklich real zurückkehrte. Auf einmal wußte sie, was sie hinter dieser Tür würde sehen können.

Eine fremde Welt, ein Stück Hölle. Aber es gab noch eine weitere Erklärung.

Dort befand sich das furchtbare Schlachtfeld!

***

Die Viracochas ließen ihr Zeit genug, um sich alles anschauen zu können. Und wie unter einem Zwang stehend, blickte die Studentin auch nur in eine Richtung.

Sie sah das Blut.

Es quoll, es drang vor, es verteilte sich, es nahm die gesamte Breite der Tür ein, und es verströmte einen fürchterlichen Geruch. Es stank

widerlich, als wären die Körper, aus denen es gequollen war, schon längst verwest.

Die Tür blieb normal, auch wenn es ihr vorkam, als würde das Holz aufgeweicht.

Das Blut bewegte sich auf breiter Front weiter. Sie hörte nicht die geringsten Geräusche, ihr quoll das lautlose Grauen entgegen, das bald ihre Fußspitzen erreicht haben würde. Sie wäre liebend gern zurückgewichen, denn sie hatte Angst vor dieser roten Flüssigkeit, aber da war noch Juana, deren Griff nichts von seiner Härte verloren hatte. Sie hielt ihr Opfer einfach fest.

Die Studentin rechnete sich aus, daß es jetzt soweit war. Wann auch sie im Blut der Unschuldigen stand und sich damit ebenfalls schuldig machte.

»Es kommt immer näher!« flüsterte Juana. »Es wird dich sehr schnell erreichen, meine Liebe. Du kannst ihm nicht entwischen. Es ist einfach sein Omen.«

»Es ist da!« sagte Jaime.

Er hatte nicht gelogen, denn im selben Augenblick sah Janina, wie das Blut ihre Schuhe berührte.

Obwohl sie nichts spürte, schrak sie trotzdem zusammen. Eine kalte Hand legte sich in ihren Nacken. Finger umklammerten ihn und zwangen ihren Kopf in die Höhe.

»Schau hin! Schau genau hin!«

Juana sprach die wenigen Worte. Ihr Mann hatte darauf nur gewartet. Er kicherte noch einmal dann rief er einen Namen.

»Cabal!«

Mit einem gewaltigen Schwung wurde die Tür von innen her aufgestoßen. Sie krachte bis gegen die Wand und hätte den dort stehenden Jaime beinahe erwischt.

Janina Ferry glaubte, daß ihr Körper verglasen würde. Sie starrte mit weit geöffneten Augen in eine ihr fremde Welt, auf das Schlachtfeld in ihrem Traum - und auf die Gestalt des Todesengels…

Nebel, Rauch oder Qualm - Suko wußte nicht, was dieses Zimmer durchwehte und warum dies geschehen war. Er konnte sich nur vorstellen, daß es keinem Fremden gelingen würde, einen Blick hineinzuwerfen, um zu sehen, was sich dort verbarg.

Er spürte das Ziehen in seinen Arm- und Beinmuskeln. Es war keine gute Haltung, die er in luftiger Höhe einnahm, doch es gab keine andere Möglichkeit.

Es dauerte zudem seine Zeit, bis er sich an den Qualm gewöhnt hatte. Der Rauch lag ja nicht fest, er trieb, er wallte, er wühlte sich auf, fiel mal zusammen, blieb dabei aber so verdammt dicht, daß Suko nur die Schatten sehen konnte, die sich innerhalb dieser Wolken bewegten. Es konnten Menschen oder Monstren sein, brauchte es aber nicht.

Was tun?

Obwohl Suko erst Sekunden in dieser Haltung stand, kam es ihm vor wie Minuten. Aber er wußte auch, daß der Zufall seine Hand im Spiel gehabt hatte und ihn genau zum richtigen Zeitpunkt an das Ziel herangeführt hatte.

Wie lange noch konnte er sich hier halten? Würde es ihm gelingen, diesen Nebel zu durchdringen?

Er schaffte es.

So etwas wie ein Windstoß fuhr in den Qualm hinein, spielte mit ihm und riß ein Loch, als hätte jemand mit einer Riesenschere eine Öffnung in eine Leinwand geschnitten.

Klare Sicht!

Höchstens von einigen Schlieren beeinträchtigt, aber was Suko da sah, ließ ihn beinahe an seinem Verstand zweifeln.

Das war nicht mehr die normale Welt, das war schon ein anderes Reich, ein Pandämonium, das sich in dieser Etage verborgen gehalten hatte. Jemand hatte es geöffnet, ein Tor einfach eingerissen, und so konnte Suko das Grauen sehen.

Die Toten, das Blut, ein Schlachtfeld, über dem dumpfe Schlieren waberten.

Er sah christliche Symbole, die zerstört und vernichtet am Boden lagen, aber er sah auch die mächtigen Waffen der Toten, die ihnen nichts genutzt hatten.

Ein anderes war stärker gewesen.

Und den sah Suko ebenfalls.

Ein Mensch, ein Monstrum, eine furchtbare Gestalt, ein dämonischer Krieger, der in diesem Augenblick seinen rechten Fuß hob und damit ausholte.

Er trat gegen eine Tür.

Ein Tritt reichte aus.

Sie donnerte nach außen, sie knallte wahrscheinlich gegen die Wand, blieb aber in dieser Lage und gab dem Todesengel den Weg frei in die normale Welt.

In ein Haus, in einen Flur, der den Nebel regelrecht aufsaugte, so daß Suko, der seine Haltung etwas verändert hatte, sogar die Menschen erkennen konnte, die vor der Tür standen.

Die Viracochas interessierten ihn nicht. Er hatte nur Augen für die junge Studentin, denn sie hatte sich der Grausame als Opfer ausersehen.

Es gab nur eine Chance.

Suko zerrte seine Beretta hervor, holte einmal kurz aus und hämmerte mit einem Schlag die Scheibe ein…

***

Janina sah den Krieger, und ihr Gehirn nahm seinen Anblick auf wie ein Raster. Es registrierte jede Einzelheit des muskulösen, nackten dunklen Oberkörpers mit dem lederartigen Schutz an den Oberarmen, dem eisernen Handschuh über der rechten Hand und dem spitzen Helm, der auf seinem Kopf saß und dessen Rand bis zu den Augen reichte.

Das Gesicht sah aus, als wäre es aus Holz geschnitzt worden. So unwahrscheinlich kantig und ohne einen Funken Gefühl. Diese Haut würde sich kaum bewegen können, das war ein Schnitzwerk, das sah so endgültig aus wie bei einem Terminator.

Und dann die Waffe.

Ein Schwert mit gekrümmter Klinge, die sehr breit war. Zwei Arme hätten darauf Platz gehabt. Mit diesem Schwert hatte er getötet, denn Janina sah auch die Leichen im Hintergrund des Raumes, der kein Ende zu haben schien, grenzenlos war und in die Ewigkeit hineinzureichen schien.

Tote, wohin sie schaute…

»Es sind die Leiber der Menschen, die versucht haben, Cabal zu stoppen. Aber der Todesengel hat seine wahren Qualitäten bewiesen. Er zerstörte alles, da half kein Beten und kein Flehen, er ist allein sich selbst und der Macht verpflichtet.«

Janina glaubte der Frau jedes Wort, obwohl es sie getroffen hatte wie Nadelstiche.

Schmerzen durchzuckten ihre Brust, und wieder hörte sie die häßliche Stimme der Juana Viracocha.

»Wir haben dich ihm versprochen, und dieses Versprechen haben wir einzuhalten.«

»Nein, ich…«

Janina bekam einen Stoß. Sie hatte kaum gespürt, daß die Frau sie für einen Moment von ihrem Griff befreit hätte, aber der Schlag in den Rücken war um so wirkungsvoller gewesen.

Die Studentin torkelte nach vorn und über die Schwelle hinein in das Reich des Schreckens, das für einen normalen Menschen nur eines war.

Absolut tödlich!

Ein Schrei begleitete ihren Weg ins Nichts. Sie kam sich vor wie eine Puppe. Sämtliche Lebensfäden waren gekappt worden.

Nun gab es nur noch die Hölle.

Und der Todesengel griff zu. Seine nicht von einem Handschuh bedeckte Hand schnellte vor, packte zu und zerrte die Frau wie ein willenloses Bündel zu sich heran.

Im selben Augenblick schleuderte Jaime die Tür zu.

Jetzt waren die Studentin und der Todesengel allein!

***

Sie roch nichts, sie sah nichts, sie spürte nicht einmal etwas. Vielleicht hatte der Körper eine Schutzfunktion freigelegt, die ihn mit einem Panzer umgab, der auch die Gefühle der Frau zurückdrängte.

Sie wußte nicht einmal, ob sie noch lebte oder schon tot war, denn es gab nichts, was bei ihr noch wissentlich funktionierte.

Der Todesengel hatte sie dicht an sich herangezogen. Er war größer als sie, viel größer, und so schaute er von oben auf sie herab mit dem Blick eines Terminators, eines ›Beenders‹ oder Vernichters.

Waren das Augen? War das eine Nase, ein Mund oder einfach nur ein Stück Holz.

Sie wußte nicht, ob er sprechen konnte. Die Stille dieser Welt umgab sie, sie roch auch das alte Blut.

Es vermischte sich mit dem Gestank verwesender Leichen.

Das war kein Kino, sondern verfluchte Realität, der sie geopfert werden sollte.

Die Augen des Todesengels wirkten wie graues Metall, das zusätzlich noch blank geschliffen worden war. Unter dem Blick ging Janina in die Knie, gleichzeitig schien ihr Körper auch zu schrumpfen und die Größe eines Zwerges anzunehmen.

Noch hatte er nicht das Schwert gezückt. Auch weiterhin zeigte die Klinge nach unten, aber er zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt zurück, hinein in seine grausame ferne Welt.

Da passierte etwas, das Janina nie für möglich gehalten hätte. Zuerst glaubte sie noch an eine Täuschung und daran, daß ihr die Ohren einen Streich spielten, denn sie hatte das ferne Splittern von Glas gehört.

Es war keine Einbildung gewesen, denn der Todesengel stoppte in seiner Bewegung.

Cabal drehte den Kopf.

Er sah nach links, die Studentin nach rechts. Beide schauten in dieselbe Richtung.

Beide sahen das Zimmerfenster, den Fluchtpunkt in die Realität. Es sah nicht mehr so aus wie sonst, denn Scherben wirbelten in den Raum und gleichzeitig hinein in eine andere Welt.

Und aus der Realität kam ein Mann.

Er hatte Mühe, sich durch das Fenster zu zwängen, und Janina sah sein verbissenes Gesicht.

Aber er schaffte es.

Zum erstenmal hörte sie eine Reaktion des Todesengels. Cabal stieß ein wütendes Knurren aus, als wollte er damit einen Wolf imitieren. Er schüttelte sich und schleuderte sein Opfer zur Seite.

Janina prallte auf, rutschte weiter, kam aber so zu liegen, um mit ansehen zu können, was da vor ihren Augen ablief und so unbegreiflich war.

Zwei Männer.
Zwei völlig verschiedene Personen. Einer aus der Wirklichkeit, ihr Freund und Beschützer Suko, der andere aus einer Welt stammend, die dem Jenseits ähnlicher war als der Realität. Einer von ihnen war zuviel. Und deshalb gab es nur eins: Kampf!
Nicht nur irgendeinen, sondern einen Fight bis zum bitteren Ende…

***

Suko hatte alles gesehen. Die Sekunden, die er benötigte, um in das Zimmer zu klettern, hatten ihm gezeigt, daß es hier nicht nur um sein Leben ging, sondern auch um das der Studentin. Wer immer dieser Schlächter war, es mußte Suko gelingen, ihn zu vernichten.
Der Todesengel hatte Janina zu Boden gestoßen, weil er nicht mehr behindert werden wollte. Mit einer gewaltigen Bewegung schleuderte er sein Schwert herum und zog die Klinge dabei von unten nach oben, so daß sie zischend die Luft durchschnitt.
Suko fiel in sich zusammen.
Kein Treffer.
Er rollte sich zur Seite.
Cabal drosch wieder zu.
Daneben. Das Schwert hackte in den Boden, und Suko hörte den wütenden Schrei der Kreatur.
Er war schneller.
Bevor der Todesengel seine Waffe noch herumschwingen konnte, stand der Inspektor wieder auf den Beinen.
Hinter der Gestalt sah er die junge Frau am Boden liegen, der Todesengel selbst jedoch wurde von der kalten Mündung der Beretta angestarrt wie von einem bösen Auge.
Suko schoß.
Die Kugel traf.
Leider hatte sich Cabal zu schnell bewegt. Das geweihte Silbergeschoß blieb nicht in seiner Brust stecken, sondern erwischte die dicke Panzerung am rechten Oberarm, blieb darin stecken.
Wieder schlug er zu.
Sofort nach dem Schuß, so daß Suko zu einem zweiten gar nicht mehr kam.
Er sprang zur Seite.
Das Schwert wischte wieder vorbei, kehrte sofort im Gegenschwung zurück und hätte Suko getroffen.
Der aber schoß noch schneller.
Diesmal hämmerte das geweihte Silbergeschoß in die Brust des Kriegers. Das Echo hing noch in der Luft, als Suko sich wieder zu Boden fallen ließ. Er achtete nicht darauf, daß er durch Blutlachen rollte und selbst fürchterlich aussah, seine Blicke galten einzig und

allein dem unheimlichen Todesengel.

Der war zwar getroffen, aber nicht erledigt worden. Geschwächt taumelte er, zurück.

Ein Schritt weiter, dann den zweiten, den dritten schneller, er geriet ins Straucheln, und Suko, der längst wieder stand und die Beretta jetzt mit beiden Händen festhielt, verfolgte mit der Mündung jede Bewegung des Unheimlichen.

Dessen Gesicht war verzerrt, aber er konnte sich wieder fangen.

Bevor er gegen die Tür krachte, zuckte sein mächtiger Körper hoch und er stellte sich erneut zum Kampf.

Janina wollte das alles nicht sehen. Sie hatte sich auf die Seite gedreht und die Hände vor ihr Gesicht geschlagen. Nur hin und wieder schaute sie durch die Lücken zwischen ihren Fingern.

Aber sie hörte den dritten Schuß.

Laut, peitschend und hart. Einer Explosion kam er gleich, und diesmal hatte Suko noch besser gezielt und mehr auf den Schädel des Mörders gehalten.

Er und der tiefgezogene Rand des Helms wurden getroffen. Das helle Geräusch hörte Suko nicht, aber die geweihte Silberkugel war durch den Aufprall am Helmrand dermaßen abgelenkt worden, daß sie nicht in die Stirn hineindrang, sondern auf deren Haut eine blutige Furche nachzeichnete.

Die Verletzung machte ihn rasend, heizte ihn noch mehr an. Sein Gesicht sah verunstaltet aus und blutete.

Auch die Nase hatte etwas abbekommen. Sie war in der oberen Hälfte gesplittert, als hätte jemand einen spitzen Keil hineingeschlagen. Da Suko Janina aufstöhnen hörte, schaute er kurz zu ihr hin.

Sie war dabei, sich aufzurichten. Sie sah kaum noch aus wie ein Mensch. Diese Frau konnte das Grauen einfach nicht fassen.

Er wollte ihr etwas sagen, als er das Splittern hörte und gleichzeitig den wilden Schrei.

Cabal hatte sich mit seiner gesamten Kraft nach hinten geschleudert und war gegen die Tür gedonnert.

Die hatte dem Druck nicht standhalten können und war mit einem mächtigen Krachen ausgesplittert.

Das Tor zwischen den Welten war nicht mehr verschlossen, aber Cabal hatte durch seine Tat einen Mechanismus in Gang gesetzt, der von magischen und unheimlichen Gesetzen diktiert wurde.

Eine Welt brach zusammen.

Es war die des Pandämoniums. Sie starb, sie wirkte fast wie eines dieser berühmten Schwarzen Löcher, und Suko wußte, daß ihm höchstens Sekunden blieben, um zu fliehen.

Er und die junge Frau spürten gleichzeitig einen nicht erklärbaren

Sog, der an ihnen zerrte und riß, als wollte er sie im Mahlstrom der Zeiten verschwinden lassen.

Suko riß Janina an sich. Mit ihr auf den Armen rannte er dem Ausgang entgegen, wo die Tür flatterte wie die Fetzen einer alten Flagge. Sie schwang hin und her, sie zitterte, und wenn sie zufiel, dann war es vorbei.

Suko warf sich vor.

Es war das Setzen auf die berühmte letzte Karte. Er mußte es einfach schaffen.

Die Tür fiel zu.

Aber nicht zu schnell, eher langsam, gleichzeitig zog sich die Welt noch mehr zusammen. Unerklärliche Kräfte zerrten an beiden Personen, doch Suko gab nicht auf.

Er wuchtete sich vor.

Janina mit. Sie klammerte sich an ihm fest, und dann hechteten beide über die Schwelle.

Der Stoß erwischte Sukos Rücken dennoch. Aber er war froh darüber, denn die Tür hatte seinen Rücken getroffen und für zusätzlichen Schwung gesorgt.

Zusammen mit seiner Last fegte er regelrecht in den normalen Flur hinein. Beide prallten sie zu Boden. Er hörte, wie Janina etwas rief, verstand es aber nicht, sondern drückte sie so rasch wie möglich von sich weg. Suko wußte verdammt genau, daß nicht nur sie beide den Weg zurück geschafft hatten, sondern auch ihr Todfeind.

Er kam auf die Knie.

Er hörte das irre Gebrüll.

Und er sah den Todesengel direkt vor sich, mit erhobenen Schwert, dessen Klinge innerhalb eines Sekundenbruchteils nach unten fahren und ihn zerteilen konnte.

Da griff Suko zum letzten Mittel.

Er berührte seinen Stab und rief das eine Wort, das zwei Menschen das Leben retten sollte.

»Topar!«

***

Die Zeit blieb stehen.

Fünf Sekunden lang war sie gestoppt worden, stand unter der Kontrolle einer anderen Macht, die alles erstarren ließ, nur nicht diejenige Person, die das Wort gerufen hatte.

Nur fünf Sekunden.

Suko kannte das Spiel, er wußte genau, die Zeit zu nutzen, und er schnellte hoch.

Alles Nachdenken war bei ihm ausgeschaltet. Jetzt ging es allein darum, genau das Richtige zu tun.

Töten durfte er seinen Gegner nicht, dann wäre die Wirkung des Stabs aufgehoben gewesen.
Aber er konnte den Todesengel entwaffnen.
Das Schwert schwebte noch über dessen Kopf, der Arm war halb in die Höhe gehoben worden.
Suko packte zu, er wollte es ihm aus den Fingern winden, was nicht möglich war, weil Cabal eben einen eisernen Handschuh trug.
Diesen Handschuh mußte er ihm ausziehen.
Suko versuchte es. Er riß und drehte, zerrte daran - und hatte in dem Augenblick Glück, als die fünf Sekunden Zeitstillstand genau vorbei waren.
Nun lief wieder alles normal.
Cabal konnte sich bewegen und Suko ebenfalls. Der aber befand sich in der Gegenbewegung. Er taumelte mit Handschuh und Schwert nach hinten, verlor das Gleichgewicht, weil er über die eigenen Füße stolperte, und fiel auf den Rücken.
Gleichzeitig mit dieser Bewegung rutschte der Schwertgriff aus den eisernen Fingern.
Suko fing die Waffe ab. Er hielt dabei seinen Blick nach vorn auf den Todesengel gerichtet.
Auf einen waffenlosen, wohlgemerkt, der aber nicht daran dachte, aufzugeben.
Er bäumte sich noch im Stehen auf. Gleichzeitig verzog sich sein blutbeschmiertes Gesicht zu einer Grimasse des Schreckens. Sein Arm fuhr hoch, mit der Hand erwischte er den Rand des Helms und schob die eiserne Kopfbedeckung zurück.
Dann warf er sich vor.
Und Suko kantete die Klinge hoch. Er hielt den Griff mit beiden Händen fest. Er wollte sich jetzt keine Blöße mehr geben, er durfte auch keine Rücksicht nehmen, denn dieses Wesen aus dem Pandämonium mußte zerstört werden.
Janina Ferry schrie sirenenhaft auf, als der unheimliche Krieger in die Klinge hineinfiel, die ihn durchbohrte. Am Rücken trat die Klinge wieder heraus.
Das Schwert, mit dem er unzählige Menschen getötet hatte, vernichtete auch sein ›Leben‹.
Er schaffte es sogar noch, sich nach hinten zu werfen, und Suko ließ die Klinge los. Mit dem breiten Schwert im Körper fiel Cabal gegen die Wand.
Den Mund riß er weit auf, aber nicht ein Laut drang hervor, auch dann nicht, als er vor der Gangwand in die Knie brach.
Er rollte sich förmlich zusammen. Sein Schädel sackte nach vorn, dann kippte auch er.
Er blieb liegen.

Über seine Gestalt huschten Blitze, die sich zu einem schwachen Leuchten vereinigten. Sie drückten das Gebilde zusammen, sie rissen es gleichzeitig auf, und aus den Wunden quollen stinkende Säfte, die, kaum daß sie Kontakt mit der Luft bekamen, zu einer Säure wurden, die den Körper innerhalb kürzester Zeit zerstörten.

Eine blasige, schäumende und von Rauch umwehte Pfütze blieb zurück. Die Reste des Todesengels.

Suko riß die Tür wieder auf.

Vor ihm lag ein völlig normales und leeres Zimmer, als hätte es diese andere Welt nie gegeben. Nur das zerstörte Fenster wies darauf hin, daß hier etwas passiert sein mußte.

Auch das Blut war verschwunden. Suko drosch die Tür wieder zu. Dann wandte er sich der Studentin zu.

Janina Ferry hockte auf dem Boden und weinte. Vor Glück, vor Angst, vor Erlösung, da kam einiges zusammen. Zuerst tippte er ihr auf die Schulter. Als sie den Kopf drehte, streckte er ihr seine Hand entgegen, die sie nahm.

Er half ihr auf die Füße.

Sie fiel gegen ihn und klammerte sich an dem Inspektor fest. Der aber wußte, daß der Fall mit der Zerstörung des Todesengels noch nicht gelöst war. Es gab da noch ein Problem, und zwar das Ehepaar Viracocha.

»Wo sind die beiden?« fragte Suko. »Hast du sie gesehen, Janina?«

»Ja, sie sind… sie sind in der Küche verschwunden.«

»Okay, dann werde ich dort nachsehen.«

Er wollte sich von Janina lösen, die aber hielt ihn fest. »Nicht du allein, Suko, ich gehe mit.«

»Wie du willst, aber laß mich vorgehen.«

Sie nickte.

Die Küchentür lag in der Nähe. Er brauchte nur seinen Arm auszustrecken, um die Hand auf die Klinke zu legen. Ein komisches Gefühl überkam ihn schon, als er behutsam öffnete und in die Küche hineinschaute.

Die beiden Viracochas saßen im rechten Winkel zueinander. Die Frau konnte auf die Küchentür schauen und Suko sehen.

Sie starrte ihn an.

Da schob sich Janina in den Raum.

Sie und Suko waren blutverschmiert, und der Inspektor nickte.

»Es ist vorbei«, sagte er leise.

»Ach so?« sagte die Frau und nahm mit einer langsamen Bewegung die Brille ab…

***

Suko gefiel die Antwort überhaupt nicht. An der starren Haltung der

beiden hatte er nicht viel auszusetzen, aber diese Worte waren ihm schon suspekt.

Er schaute sie an.

Ihr Gesicht wirkte ohne Brille wie tot, als wäre es nur eine bleiche Karnevalsmaske.

Auch Jaime rührte sich nicht. Seine Hände lagen auf dem Tisch. In seiner Kleidung und mit der Fliege machte er den Eindruck eines Butlers.

»Ja«, bestätigte Suko, »es ist vorbei. Der unheimliche Todesengel existiert nicht mehr.«

»Und das Tor ist auch zu«, flüstert Janina.

Juana Viracocha nickte. Sie drehte sich ihrem Mann zu. »Hast du das gehört, Jaime?«

»Sehr gut sogar.«

»Was denkst du?«

»Wir sollten es tun.«

»Sicher.«

Die beiden unterhielten sich, als wären sie allein. Suko gefiel dieser Dialog nicht. Er wollte eingreifen, aber Juana Viracocha hob den rechten Zeigefinger.

»Moment«, sagte sie nur.

Suko tat nichts.

Sie nickte. Ihr Mann nickte. Und dann bewegten sich ihre Lippen zugleich. Suko und Janina hörten, wie etwas zwischen ihren Zähnen zerknackte und zersplitterte.

Verdammt, das war Gift, und die beiden hatten die Ampullen bereits in den Mündern gehabt.

Suko wollte vorstürzen, aber Juanas Kichern hielt ihn zurück. »Zu spät«, würgte sie hervor, wobei ihr Mund offen blieb. Schaum quoll über die Lippen, das starre Gesicht erstarrte noch mehr, und ihr Blick kippte plötzlich weg.

Sie war tot.

In einer schrägen Haltung blieb sie auf dem Stuhl sitzen.

Dasselbe Schicksal ereilte Jaime. Sein Kopf war nach vorn gesunken, so daß sein Kinn die Brust berührte. Er saß da wie ein Schlafender, doch es war der tiefe Schlaf des Todes, aus dem es kein Erwachen gab.

Suko führte Janina aus der Küche. Sie hielt den Kopf gesenkt und schüttelte ihn. »Ein Haus des Todes«, sagte sie schließlich. »Mein Gott, und hier habe ich gewohnt!«

»Dann wäre es am besten, wenn du packst.«

»Ja, sofort.« Sie schaute ihn bittend an. »Bleibst du denn hier, bis ich fertig bin, Inspektor?«

»Klar, als dein Schutzengel kann ich dich noch nicht allein lassen.«

»Du bist lieb«, sagte sie und küßte ihn auf den Mund, wobei es ihr

nichts ausmachte, daß beide blutverschmierte Lippen hatten. Das würde durch Wasser und Seife verschwinden. Wenn die Mordkommission eingetroffen war, würde Suko fast wieder der alte sein.

Er konnte sich nicht freuen, daß es Tote gegeben hatte. Tief in seinem Innern war er trotzdem froh.

Er hatte es geschafft. Seine persönlichen Schrecken lagen hinter ihm.

Für ihn gab es ab jetzt wieder eine Zukunft, und er hoffte, daß das nächste Jahr besser werden würde als das zurückliegende…

***

Heathrow Airport!

Hektik, Wirbel, Trubel. Ein Tag wie immer, für Suko allerdings nicht, denn er wartete auf die Person, die überrascht sein würde, wenn sie den Inspektor sah.

Noch war sie nicht zu sehen, doch es dauerte nicht lange, da entdeckte Suko den Blondschopf, der ziemlich abgespannt aussah und froh zu sein schien, wieder in London zu sein.

Suko grinste, als er sich hinter einer Säule versteckte. Sein Freund John mußte ihn sehr dicht passieren. Als es soweit war, trat Suko vor und sah, wie John zusammenzuckte.

»Hallo, Alter«, sagte Suko.

John Sinclair schluckte. Seine Augen weiteten sich. »Himmel, was tust du denn hier?«

»Ich hole dich ab.«

»Toll, wunderbar und was noch?«

Suko merkte sehr deutlich das Mißtrauen in der Stimme des Geisterjägers. »Es ist wieder alles in Ordnung, Alter, du kannst dich darauf verlassen.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Die beiden fielen sich in die Arme, was von einigen Zuschauern mit Kopfschütteln kommentiert wurde. Aber darum kümmerten sie sich nicht, es waren zwei Freunde, die sich aufeinander verlassen konnten und sich gegenseitig schon oft das Leben gerettet hatten.

»Alles wie früher?« fragte der Geisterjäger.

»Genau so.«

»Keine Probleme mehr?«

»Nicht die geringsten.«

»Aber ich.«

Suko erschrak. »Und welche?«

»Ich hab' einen wahnsinnigen Durst«, antwortete John Sinclair lachend.

»Den habe ich auch.«

»Dann komm mit…«

Der Legende nach haben die beiden Männer in einem Hotel am Flughafen übernachtet, denn fahren konnte keiner mehr von ihnen…

ENDE